

ICH BIN DITHMARSCHEN



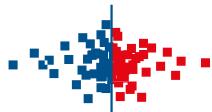
OPEN AIR AUSSTELLUNG
IN DER HEIDER INNENSTADT

JUNI/JULI '24

weitere Infos unter www.stiftung-geug-heide.de



WIR DANKEN ALLEN, DIE DIESES PROJEKT ERMÖGLICHT HABEN



Gegen Vergessen
Für Demokratie e.V.

Dieser Katalog ist allen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern gewidmet, ohne die das Ausstellungsprojekt nicht realisierbar gewesen wäre.

Vielen Dank!

*Stiftung gegen Extremismus und Gewalt
in Heide und Umgebung*

**ICH BIN
DITHMARSCHEN**

Grußwort der Stiftung

Mit der Ausstellung „Ich bin Dithmarschen“ präsentieren die im Sommer 2022 ins Leben gerufenen Bildungsformate der Stiftung gegen Extremismus und Gewalt in Heide und Umgebung das erste fertiggestellte Projekt.

In den letzten Jahren ist das Thema Zuwanderung stark ins Blickfeld vieler gesellschaftspolitischer Kontroversen geraten. Dabei traten zunehmend gefährliche Spannungslinien innerhalb unserer Gesellschaft offen zu Tage. Oft wurde nur noch darüber diskutiert, wie weitere Zuwanderung verhindert und schneller abgeschoben werden kann. Dies hat auch zum Erstarken demokratifeindlicher Kräfte an den politischen Rändern geführt.

Natürlich stellt Zuwanderung für jede Gesellschaft stets akute Herausforderungen dar. Konflikte entstehen, die aber gemeinsam gelöst werden können. Denn die Erfahrung zeigt, dass auf lange Sicht Zuwanderung für jede Gesellschaft wertvolle Potenziale erzeugt. Keine Gesellschaft, die sich in der Geschichte der Zuwanderung und den damit verbundenen neuen Ideen und Innovationen verschlossen hat, hatte auf Dauer Bestand. Auch Dithmarschen ist seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Einwanderungsgebiet und hat davon profitiert. Diese Tatsache präsentieren wir mit elf interviewten Persönlichkeiten mit Zuwanderungsgeschichte. Ihre Lebensläufe belegen, dass Zuwanderung mitnichten mit Krise an sich verbunden werden darf, auch wenn Populisten dies gerne anders darstellen. Wir freuen uns, Ihnen anhand unserer Ausstellung zeigen zu können, dass Menschen mit Zuwanderungsgeschichte längst in unserer Gesellschaft verwurzelt sind und in vielerlei Hinsicht für Dithmarschen eine Bereicherung darstellen.

Grußwort der Kirche Heide

Einen Fremdling sollst du nicht bedrängen; denn ihr wisst um der Fremdlinge Herz, weil ihr auch Fremdlinge in Ägyptenland gewesen seid. (2 Mose 23,9)

Die Ausstellung „Ich bin Dithmarschen“ fällt in das Jahr eines flächendeckenden Aufstehens gegen Rassismus und andere Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit. Als Kirchengemeinde waren und sind wir an den Planungen und der Durchführung von Kundgebungen und Festen für Demokratie und Vielfalt auch hier in Dithmarschen beteiligt. Zugleich ist auch in unseren eigenen Reihen noch immer viel Luft nach oben für interkulturelles Miteinander - und für das Verständnis, das die Ausstellung „Ich bin Dithmarschen“ fördern will:

Migration ist nicht nur Ausdruck von Krise, sondern gehört seit langer Zeit zu Dithmarschen und bereichert unser Leben.

Einerseits ist das eine Selbstverständlichkeit, haben doch viele der altgewordenen Gemeindemitglieder pommersche Wurzeln, kommen Menschen aus dem Iran in die Gottesdienste und Kinder aus syrischen Familien in unsere Kitas, um nur Beispiele zu nennen, und der Begegnungsnachmittag für und mit Menschen aus der Ukraine ist in Heide eine Institution geworden. Andererseits bin ich oft selbst zu beschäftigt, um die Geschichten und Beiträge all dieser Menschen wirklich wahrzunehmen und freue mich, dazu durch die Ausstellung neu herausgefordert zu werden.

Hinzu kommt die weit verbreitete Angst vor „Überfremdung“. Ich wünsche der Ausstellung, dass sie dieser etwas entgegensetzen kann, gerade mit ihrer Lage am Heider Südermarkt, der in den vergangenen Monaten mehrfach wegen gewalthaltiger Auseinandersetzungen in die Schlagzeilen geraten war. Möge die Ausstellung vor Vandalismus verschont bleiben und viele Interessierte versammeln.

Als Kirchengemeinde ist es uns eine Ehre und Freude, dass die Ausstellung auf dem Gelände der St. Jürgen-Kirche verortet ist. Wir denken gern an vorangegangene Projekte mit der „Stiftung gegen Extremismus und Gewalt in Heide und Umgebung“ zurück. Für das Vorhaben der Sanierung und Ausgestaltung von St. Jürgen-Kirche und Altem Pastorat zur „Neuen Mitte Dithmarschen“ als Ort von Kultur und Begegnung war die Stiftung von Anfang an unter den Kooperationspartnern, was wir als Stärkung erlebt haben. Nach viereinhalb Jahren Bauzeit ist es nun „geschafft“ und das Kirchengelände ist wieder und besser als zuvor zugänglich. Da passt es wunderbar, dass gerade diese Ausstellung die erste nach der Wiedereröffnung der St. Jürgen-Kirche ist. Herzlich willkommen allen, die sie und uns besuchen!

Pastorin Luise Jarck-Albers
für die Kirchengemeinde Heide

Grußwort der Stadt Heide

Liebe Ausstellungsbesucherinnen und Ausstellungsbesucher,
liebes Team der Stiftung gegen Extremismus und Gewalt in Heide und Umgebung,

Migration - es gibt aktuell wohl kaum ein anderes Thema, das ähnlich kontrovers diskutiert wird. Erschreckenderweise überschreitet die politische und gesellschaftliche Debatte um Zuwanderung und Integration immer häufiger die Grenzen des Anstands, der Vernunft und unseres Rechtsstaats. Desinformation, Stigmatisierung, Hetze, Hass und Rassismus vergiften peu à peu unser tagtägliches Miteinander. Auch hier bei uns in Dithmarschen. Diese Entwicklung bereitet mir große Sorgen.

Umso mehr freue ich mich über das große Engagement der Stiftung gegen Extremismus und Gewalt in Heide und Umgebung. Denn mit ihren Projekten hält sie dagegen. Sie informiert, sie klärt Missverständnisse auf, sie räumt Vorurteile aus, sie verbindet Menschen und Kulturen. Die Stiftung setzt sich ein für Toleranz, für Meinungsvielfalt und für die Demokratie. All das findet sich auch in der neuen Ausstellung wieder. Eindrucksvoll und an persönlichen Schicksalen festgemacht zeigt „Wir sind Dithmarschen“, dass Migration nicht nur als Herausforderung, Krise oder Bedrohung wahrgenommen werden darf. Vielmehr stellt die Zuwanderung auch eine große Chance für unsere Gesellschaft dar. Und das längst nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht. Zumal Dithmarschen selbst eine lange Einwanderungsgeschichte hat. Spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg findet hier kontinuierlich Zuwanderung statt. Die Lebensgeschichten der im Rahmen der Ausstellung porträtierten Personen machen deutlich: Dithmarschen ist ein lebens- und liebenswerten, weltoffener Landkreis, in dem sich viele Zugewanderte mittlerweile willkommen und zu Hause fühlen. Ich finde, darauf können und dürfen wir alle stolz sein!

Ich danke allen, die zum Gelingen dieser Ausstellung beigetragen haben. In diesem Sinne wünsche ich einen guten Verlauf, viele interessante Begegnungen und den einen oder anderen neuen Denkanstoß.

Herzlichst,

*Oliver Schmidt-Gutzat
Bürgermeister der Stadt Heide*

INHALT

ICH BIN DITHMARSCHEN

Die Ausstellung „Ich bin Dithmarschen“	15
Interview mit Hülya Altun	16
Interview mit Pauls Plate	21
Interview mit Paula Molina	25
Interview mit Olajide Bisiriyu	29
Interview mit Paula Bisiriyu.	33
Interview mit Richard Ferret	36
Interview mit Nataliya Nowitzki.....	38
Interview mit Maan Charaf el Dine.....	43
Interview mit Milica Dacic	46
Interview mit Svetlana Sonnenberg.....	49
Interview mit Shorena Sikharulia.....	54
Gedanken aus dem Buch „Das Integrationsparadox“ von Aladin El-Mafaalani.....	60
Stiftung gegen Extremismus und Gewalt.....	62

Die Ausstellung „Ich bin Dithmarschen“

Zitat eines Musikers

„In unserem derzeitigen politischen Klima fokussiert man sich auf die negativen Aspekte von Vielfalt. Es ist fast eine Ironie, dass wir diese Diversität als Problem ansehen, während sie in Wahrheit ein Geschenk ist.“¹

Kamasi Washington,
amerikanischer Jazz-Musiker 2017

Zum Thema Migration

Das genannte Zitat trifft auch auf Deutschland im Jahre 2024 zu. Migration wird in unserer Gesellschaft zunehmend als Problem und Bedrohung wahrgenommen. Oft wird nur darüber diskutiert, wie weitere Zuwanderung verhindert und schnell abgeschoben werden kann. Diese verkürzte Debatte nutzt nur denen, die aus Rassismus und Fremdenfeindlichkeit lautstark eine „Remigration“ von Menschen fordern. Aber Migration findet immer statt, sie ist keine Frage des Wollens.

Daher brauchen wir dringend Offenheit für eine breite gesellschaftliche Diskussion. Wir müssen mit dem Thema Migration vor dem Hintergrund großer Fragen auseinandersetzen (Sicherung der freiheitlich-demokratischen Grundordnung, Arbeit und Wirtschaft, demografischer Wandel, Bildung, Gemeinschaft, Humanität und Klimawandel, Frieden und innere Sicherheit).

Zugewanderte Menschen und deren Kinder haben hier ein Zuhause gefunden und leisten wertvolle Beiträge zur Entwicklung unserer Gesellschaft in den Bereichen Wirtschaft, Sport und Kultur, Bildung, Verwaltung und Politik. Dies wollen wir in dieser Ausstellung anhand von elf Personen aufzeigen, die zu einem Teil Dithmarschens geworden sind.

Konflikte löst man in einer Streitkultur

Natürlich wissen wir, dass diese elf Personen nicht repräsentativ für alle Zugewanderten stehen. Migrationsgeschichten führen nicht immer geradlinig zum Erfolg. Der Soziologe Aladin El-Mafaalani weist darauf hin, dass paradoxerweise eine gelungene Integration zunächst zu einer Zunahme von Konflikten führt. Dadurch, dass mehr Menschen am gesellschaftlichen Leben teilnehmen, entsteht Konkurrenz. Bislang Privilegierte müssen die vorhandenen

Ressourcen mit neu Hinzugekommenen teilen, die ihrerseits berechtigte Ansprüche und Bedürfnisse formulieren. Aber dadurch entstehen auch neue Ressourcen. „Wenn Integration gelingt, wird die Gesellschaft nicht harmonischer, vielmehr ist die zentrale Folge ... ein erhöhtes Konfliktpotential.“² Diese Konflikte müssen gewaltfrei bewältigt werden. Konflikt bedeutet nicht Krise und Spaltung, sondern Zusammenwachsen. Was unsere Demokratie braucht, ist eine positive Streitkultur und keine unklare Leitkultur.

Unser Standpunkt

Integration passiert nicht automatisch. Auch die Zugewanderten müssen ihren Beitrag leisten. Dabei spielt der Spracherwerb eine wichtige Rolle, das zeigen auch unsere elf präsentierten Lebensläufe. Wir können nicht erwarten, dass Integration in jedem Einzelfall gelingt. Wir müssen akzeptieren, dass Veränderungen zu Widerständen führen können, die grundsätzlich nicht unberechtigt sein müssen. Dennoch dürfen wir die Meinungshoheit nicht denjenigen überlassen, die die Diskussion missbrauchen, um unsere freiheitliche Rechtsordnung anzugreifen.

Unser Ziel

Wir wollen mit dieser Ausstellung einen Beitrag zu der genannten Streitkultur leisten. Wir wollen zum Nachdenken anregen und Gespräche in Gang setzen, sowohl mit den ‚Alteingesessenen‘ als auch mit denen, die vor längerer Zeit oder erst vor kurzem zu uns gekommen sind.

Für alle Dithmarscher

Nehmen Sie sich die Zeit, die Interviews über die QR-Codes abzurufen und zu lesen. Sie werden elf interessanten und spannenden Lebensgeschichten begegnen. Sie werden elf Menschen kennen lernen, die zu Dithmarschen gehören und zu seiner Entwicklung beitragen. Die Erfahrungen dieser Menschen können denjenigen helfen, die sich noch auf dem Weg der Integration befinden oder diesen noch vor sich haben.

Ihre Arbeitsgruppe „Bildungsformate“ in der
Stiftung gegen Extremismus und Gewalt
in Heide und Umgebung

¹ zt. nach: Peter Kemper; *The Sound of Rebellion, Zur politischen Ästhetik des Jazz*; Stuttgart 2023; S564

² Aladin El-Mafaalani; *Das Integrationsparadox*, Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt; 2. Aufl. Köln 2022; S. 90



ICH BIN
DITHMARSCHEN

Hülya Altun

Türkei

Dolmetscherin

„Leben einzeln und frei wie ein Baum, brüderlich wie ein Wald, das ist meine Sehnsucht.“ – Nâzım Hikmet

Hülya Altun

Im Kreis Dithmarschen sind Sie politisch sehr engagiert. Mögen Sie uns von Ihren Tätigkeiten berichten, um Sie etwas besser kennenzulernen?

Ich leite ein Übersetzungs- und Dolmetscherbüro. Wir fertigen Übersetzungen in und aus nahezu allen Sprachen an. Ich persönlich bin vereidigte Dolmetscherin und ermächtigte Übersetzerin für die türkische Sprache und übersetze aus dem Türkischen und ins Türkische oder dolmetsche bei Behörden, Gerichten und vielen anderen Orten, um dort Menschen zu helfen, die die Sprache noch nicht ausreichend beherrschen, um alles verfolgen zu können. Wer z.B. verurteilt wird, muss verstehen, was der Grund dafür ist. Das ist mein Beruf. Auf der anderen Seite bin ich in der politischen Arbeit tätig. Ich bin seit über zehn Jahren in der SPD und sitze als Ratsfrau im Stadtrat von Heide. Ich bin erneut in den Stadtrat gewählt worden und bin stellvertretende Fraktionsvorsitzende. Gleichzeitig habe ich das Amt der stellvertretenden Bürgervorsteherin. Was mache ich sonst noch?

Ich arbeite in Ausschüssen mit. In der letzten Legislaturperiode im Ausschuss für Familie, Jugend und Sport und aktuell im Ausschuss für Wirtschaft und Tourismus. Was die Stiftung GEuG betrifft, habe ich mich leider aus Zeitmangel in den letzten Jahren nicht beteiligen können.

Was motiviert Sie dazu, sich politisch zu engagieren?

Neulich habe ich als stellvertretende Bürgervorsteherin eine 90-jährige Dame besucht, die nicht wusste, dass ich aus der Türkei stamme. Menschen wie sie sind, wenn ich sie besuche, ganz nett, aber man spürt eine gewisse Distanz. Wenn man dann Geschenke überbringt und zum Kaffee eingeladen wird, merkt man, wie sich die Distanz langsam abbaut. Die Gespräche, die dann entstehen, sind umso wertvoller. Die Leute haben ein konkretes Bild vor Augen, wenn sie eine stellvertretende Bürgervorsteherin besucht. Ich passe nicht in die Schublade, die sie erwarten. Es macht mir Spaß, bei den Menschen dieses Bild zu verändern. Dass betrifft nicht nur die alten Menschen, die ich besuche, sondern auch ihre Familienangehörigen. Ich glaube, dass man so zum Wandel beitragen kann. – Und nicht nur das: Ich versuche mich in dieser Gesellschaft zu engagieren, ein Vorbild für andere Migrant*innen, insbesondere für Frauen zu sein. So können sie vielleicht ihre Ängste beiseite lassen und denken: „Das traue ich mir auch zu. Ich würde gern an einem eurer Treffen teilnehmen.“

Deshalb engagiere ich mich, um zu zeigen, dass man es schaffen kann.

Springen wir noch einmal einige Jahre zurück.

Wie sind Sie als Kind nach Deutschland gekommen?

Meine Eltern sind als „Gastarbeiter“ nach Deutschland gekommen, im Jahr 1973.

Mein Vater stammt aus Kurdistan und war dort Lehrer. Er wuchs als Kind unter ärmlichen Verhältnissen in einem kurdischen Dorf auf und wurde vom Staat gefördert (Ausbildung, Studium). Im Gegenzug musste er sich verpflichten, als Lehrer den kurdischen Kindern in den kleinen Dörfern die türkische Sprache, Kultur und Traditionen beizubringen. Das hat er einige Jahre gemacht, bis meine Mutter auf die Barrikaden gegangen ist. Sie hat gesagt, dass sie dieses Leben nicht mehr möchte. In den Dörfern gab es weder Strom noch fließendes Wasser. Meine Mutter stammte aus der Stadt, deshalb fiel es ihr schwer, unter diesen Umständen zu leben. Mein Onkel studierte zu der Zeit in Deutschland Medizin und sie hatte mitbekommen, dass Deutschland Arbeitskräfte sucht. Sie hat zu meinem Vater gesagt: „Mach du dein Ding hier. Ich gehe zu meinem Bruder nach Deutschland, will auf meinen eigenen Füßen stehen und unseren Kindern eine bessere Zukunft ermöglichen.“

So ist sie nach Deutschland gegangen und wir Kinder haben drei Jahre bei meinen Großeltern gelebt. Mein Vater hat es drei Monate ohne meine Mutter ausgehalten, dann ist er ihr nachgereist. Sie wollten hier nur für kurze Zeit arbeiten, um das Fundament dafür zu legen, ihren Kindern ein vernünftiges Leben anbieten zu können. Aus einem Jahr sind dann viele Jahre geworden.

Nach zwei Jahren fassten sie den Entschluss, zu bleiben. 1975 übersiedelten wir nach Hamburg-Altona. Ich war damals zehn Jahre, meine Schwestern acht und sechs Jahre.

In Altona habe ich die Schule besucht und hatte auch als Kind zunächst große Schwierigkeiten. Meinen Eltern wurde empfohlen, mich in die fünfte Klasse einzugliedern. Nach der sechsten Klasse erhielt ich eine Hauptschulempfehlung, weil meine Deutschkenntnisse noch nicht so gut waren.

Doch es gab einen Mathe-Lehrer, Herr Müller, dem ich meine heutige Lebensgrundlage zu verdanken habe. Er hat damals gesagt: „Das geht nicht, dazu ist sie viel zu gut!“ In Mathe war die deutsche Sprache zum Beispiel nicht so wichtig. Meine Leistungen hingegen ausgezeichnet.

Ich komme aus einer Kultur, in der man die schuli-

schen Belange den Lehrern überlässt. Unsere Eltern akzeptieren die Meinung der Lehrer und legen viel Wert darauf. Sie gehen davon aus, dass die Lehrkräfte das Beste für das Kind wollen. Herr Müller hat mit meinen Eltern gesprochen, sie dürften nicht zulassen, dass ich auf die Hauptschule komme, dort würde es für mich nur schwerer werden. Herr Müller hat damals dafür gesorgt, dass ich an die Realschule gekommen bin. Ich war eine gute Schülerin. Ich habe den Realschulabschluss so gut gemacht, dass ich danach eine Gymnasialempfehlung bekam. Auf dem Gymnasium habe ich das Abitur gemacht und anschließend studiert. Nach dem Studium wurde ich schwanger und bin dann nach Dithmarschen gekommen.

Weil Sie hier Arbeit gefunden haben?

Weil wir zwei Kinder bekamen und wir unsere Kinder in einer sauberen, ländlichen Region aufwachsen sehen wollten. Irgendwann, als die Kinder älter waren, habe mich an das Gericht gewandt und mich dort als Dolmetscherin angeboten. Ich hatte schon mal in Hamburg als Dolmetscherin gearbeitet. Ein inzwischen leider verstorbener Richter hat sofort zugesagt, da es einige türkischstämmige Menschen in Dithmarschen gab. So bin ich nicht als Juristin, sondern in anderer Funktion wieder zum Gerichtswesen gekommen.

Was haben Ihre Eltern gemacht? Sind sie wieder in die Türkei zurückgekehrt?

Meine Mutter hat zunächst in einer Fischfabrik gearbeitet, danach als Reinigungskraft in Schulen. Mein Vater war zunächst Küchenhilfe in einem chinesischen Restaurant, danach arbeitete er in einer Glasfabrik und später wurde er als Lehrkraft und Sozialpädagoge in einer Schule angestellt.

Jetzt, als Rentner, leben meine Eltern sechs Monate des Jahres in der Türkei, und zwar am Meer und nicht in ihrem Heimatort, und sechs Monate in Hamburg, wo sie eine kleine Wohnung haben, um mit ihren Kindern und Enkelkindern zusammenzusein zu können.

Kommen wir zurück zu Ihrer Schulzeit. Was war in Deutschland anders? Waren Sie eher skeptisch oder neugierig, als Sie hier auf eine Grundschule gekommen sind?

Ich habe oft versucht, mich zu erinnern, aber es fällt schwer, da es schon so lange her ist. Es war eine tolle Sache, dass wir wieder bei unseren Eltern leben durften. Der erste Flug nach Deutschland war total spannend. Wir sind im Herbst, am 15.10.1975, nach Deutsch-

land gekommen. Nicht nur das Wetter, alles war total anders. So viele blonde Menschen habe ich noch nie zusammen gesehen. Obwohl ich in der Schule gemobbt wurde, war der erste Eindruck positiv.

Hatten Sie in den ersten Jahren den Wunsch, zurückzukehren?

In der Phase, in der ich gemobbt wurde, habe ich viel geweint und wollte wieder zurück. Ich habe meine Eltern gefragt, warum wir hierbleiben müssen. Aber es gab auch schöne Dinge. Es gab täglich Eis und man durfte anziehen, was man wollte. Es war ein anderes Leben.

Gab es an der Schule Sprachförderung?

Gar nicht.

Welche Rolle spielten die Lehrer?

Sie waren überfordert. Sie waren auf die Situation mit Migrantenkindern nicht vorbereitet. An unserer Schule gab es nur mich und meine Schwester. Wir saßen im Klassenzimmer ganz hinten und haben nichts verstanden. Wir mussten hinten sitzen, weil die anderen Kinder nicht neben uns sitzen wollten. Das war nicht nett. Es gab in der Klasse eine Schülerin, die auch gemobbt wurde. Das war mein Glück. Sie hat sich mit mir solidarisiert, sie hat mir geholfen, sie wurde zu meiner Deutschlehrerin. In Mathe konnte ich glänzen und wurde vom Lehrer gelobt. Andere Lehrer besaßen nicht diese Sensibilität.

Haben Sie noch Kontakt zu Herrn Müller?

Einmal habe ich ihn nach Heide eingeladen und wir sind uns zufällig mal in Hamburg begegnet.

Und zu den Mitschüler*innen?

Inzwischen gibt es keinen Kontakt mehr.

Haben Sie auf der Universität die gleichen Probleme gehabt wie auf der Schule?

Nein, ich habe keine Probleme auf der Uni gehabt. Man hatte sehr viel mehr Menschen, mit denen man sich zusammentun konnte, die die gleichen Interessen teilen.

Obwohl meine Kinder keine Sprachprobleme hatten, gab es auf der Grundschule noch manchmal Schwierigkeiten, aber auf dem Gymnasium nicht mehr. Es kommt darauf an, wie selbstbewusst man ist. Wäre ich selbst früher auf der Grundschule selbstbewusster gewesen, hätte ich mich gewehrt. Aber das konn-

te ich damals nicht. Jetzt kann ich sagen, ich habe das Beste aus der Situation gemacht.

Hatten Sie als Älteste Ihren Geschwistern gegenüber eine Vorbildfunktion?

Ja, dafür haben unsere Eltern die Grundlage gelegt. Ich denke, die ältere Schwester ist in jeder Kultur immer ein Vorbild. Irgendwann ändert sich das, dann wollen die Geschwister nicht mehr so sein wie die Älteste. Ich habe in Deutschland noch zwei Geschwister bekommen. Ich glaube, dass ich ihnen den Weg geebnet habe, ihnen gezeigt habe, was machbar ist. Ich musste allein zurechtkommen, z.B. bei den Hausaufgaben. Aber ich konnte die Jüngeren, hier Geborenen unterstützen. Meine Eltern konnten mich bei den Hausaufgaben nicht unterstützen, weil sie nicht ausreichend Deutsch konnten. Die jüngeren Schwestern sind jetzt eine Ärztin und eine Juristin, also glaube ich, dass die Vorbildfunktion da war.

Welche Unterschiede, positive wie negative, gab es zwischen der deutschen und der türkischen Gesellschaft?

Was mir hier fehlte, war die Wärme, nicht nur klimatisch, sondern auch zwischenmenschlich.

Als wir in Hamburg lebten, wohnten wir im dritten Stock und ich hatte Angst, die Treppe herunterzugehen, weil es eine böse alte Dame gab. Sie hat immer gegen die Tür geklopft, wenn wir in der Wohnung gespielt haben. Wir waren ihr zu laut. Ich war oft nach der Schule allein zu Hause, weil meine Eltern arbeiteten. Da spürte ich Angst und Unsicherheit.

Wie war es mit den anderen Geschlechterrollen in Deutschland? Sind Ihre Eltern einmal in eine Situation gekommen, in der es Konflikte gab?

Wir sind kurdischer Abstammung und Aleviten. Das ist eine liberale Gruppe. Meine Mutter ist eine selbständige, starke Frau. Die Geschlechterrollen sind bei den Aleviten relativ ausgeglichen. Es gibt aber keine absolute Gleichheit. Der Mann gilt als die Person, die arbeitet. Ein Hausmann würde in unserer Gesellschaft nicht ernst genommen werden. Also gibt es nach außen hin eine klare Rollenverteilung: Der Vater arbeitet, die Mutter ist Hausfrau. Aber das Innenleben einer Familie sieht oft ganz anders aus. Meine Mutter war die stärkere Kraft.

Ich habe in Deutschland das Deutsch-Sein nicht damit verbunden, dass ich als Frau aufgewertet wurde.

Gleichberechtigung ist jetzt in Deutschland das große Thema. Bei mir war sie schon vor vielen Jahren aktuell.

Kulturelle Unterschiede können Schwierigkeiten mit sich bringen, um in eine andere Gesellschaft hineinzuwachsen. Aber für Sie war diese Stufe offensichtlich nicht so groß.

Da ich mich in Deutschland engagiere, sehe ich, dass das tatsächlich ein Problem sein kann. Viele Migrantinnen haben gar nicht den Anspruch, den Männern gleich zu sein. Sie wollen das gar nicht, sondern nehmen die Rolle als Hausfrau und Erzieherin an und sind damit glücklich. Gleichberechtigung sollte ihnen nicht aufgezwungen werden. Von außen betrachtet, wirken die Frauen oft als die Unterdrückten. Ich versuche das bei meiner Tätigkeit zu thematisieren. Das traf aber nur für die erste Generation zu. Für die nächste Generation und ihre Kinder sind Ausbildung oder ein Studium eine Selbstverständlichkeit. Die Frauen möchten nicht mehr so sein wie ihre Mütter. Sie wollen auf eigenen Beinen stehen und nicht mehr von den Männern abhängig sein.

2022 hat die Türkei rund vier Millionen Flüchtlinge aus Syrien aufgenommen. Zeigen sich in der Türkei dadurch ähnliche Schwierigkeiten wie hier in Deutschland?

Ich lebe hier und kenne mich nur hier aus. Ich bin nur im Urlaub in der Türkei, weil meine Eltern dort leben. Dennoch bin ich sehr daran interessiert, wie es in meiner alten Heimat aussieht. Wir haben jetzt ein Regime an der Macht, welches Migration für seine Zwecke ausschlachtet. Es gibt viele Kriegsgebiete in der Nähe der Türkei und der Staat mischt dabei mit. Erdogan nimmt syrische Flüchtlinge auf und sie erhalten die türkische Staatsbürgerschaft, denn er braucht diese Wähler. Aber sie erhalten keine Unterstützung. Erdogan ist mithilfe vieler Migranten, die er zu türkischen Staatsbürgern gemacht hat, gewählt worden. Es wird ein böses Spiel getrieben, indem man anschließend sagt, sie müssten wieder zurück, da sie nicht zu unserer Gesellschaft gehören. In Deutschland gibt es für die Flüchtlinge Unterkünfte und Versorgung – dieses System funktioniert. In der Türkei funktioniert das nicht. Die Menschen müssen selbst zurechtkommen, was auch zu Kriminalität führt. Der Vergleich zwischen Deutschland und der Türkei fällt schwer, denn in der Türkei läuft überhaupt nichts.

Dennoch gibt es auch hierzulande viele Menschen, die Deutschland ungern als Einwanderungsland be-

titeln, gar eine Gefährdung in der Zuwanderung sehen.

Was man nicht vergessen darf: Migration gibt und gab es immer; überall auf dieser Welt und nicht nur in Deutschland. Wir Deutschen - ich bin deutsche Staatsbürgerin und beziehe mich somit ein – müssen das akzeptieren. Es geht nicht, dass man alle Grenzen schließt und niemanden hereinlässt.

Das zu verstehen, fällt allerdings umso schwerer, je problematischer sich die eigene ökonomische und politische Situation gestaltet. Genau daswegen beziehen sich Menschen auf pseudo-Erklärungen zurück. Z.B., „ohne Migration hätte man weniger Probleme“, wie einzelne es vorgaukeln. Es ist einfach hart, sich das als Migrantin anzuhören und gleichzeitig zu wissen, dass es nicht wahr ist, dass es gelogen ist und dass es dabei einfach nur um Interessen geht.

In Deutschland findet man eher eine Reserviertheit gegenüber Migranten. Gibt es in der Türkei eine größere Herzlichkeit?

Herzlichkeit gibt es in der Türkei nur gegenüber denen, denen man sich ähnlich und gleich fühlt. Ein türkischer Nationalist würde sich niemals mit einer kurdischen Familie anfreunden. Trotzdem gibt es eine größere Wärme unter denen, die sich verstehen, z.B. unter Nachbarn, auch wenn es nur eine oberflächliche Herzlichkeit ist.

Ich möchte ein Beispiel nennen: Wir sind vor kurzem innerhalb von Heide umgezogen. Wir haben 30 Jahre in Heide gelebt und wollten uns nun vergrößern, damit meine Schwiegertöchter und Enkelkinder sich wohl fühlen, wenn sie uns besuchen. Wir sind in ein Gebiet gezogen, wo nicht viele Menschen mit Migrationshintergrund leben. Wir haben alle unsere Nachbarn eingeladen, um sie besser kennen zu lernen. Wir haben zusammen Kaffee getrunken und Kuchen gegessen. Es war toll. Aber dann war auch wieder Schluss. Man begegnet sich, sagt „Hallo“, aber mehr nicht. Wir wünschen uns, dass man, wenn etwas passiert, irgendwo klingeln kann, um um Hilfe zu bitten. Wir werden unsere Nachbarn noch einmal einladen. Man muss sich nicht lieben oder verstehen, aber gute Nachbarschaft ist uns wichtig. Ich vermisste manchmal die warme Zwischenmenschlichkeit.

Ich erlebe unter anderem auch immer wieder Fälle, in denen Menschen meinen, einem etwas beibringen zu wollen, weil sie denken, man sei dazu nicht in der Lage. Insbesondere, weil man womöglich einen Migrationshintergrund hat. Das bringt mich auf die Pal-

me, da muss ich mich immer sehr beherrschen.

**Gerne würden wir etwas mehr über Ihre persönlichen Interessen und Vorlieben erfahren.
Was lesen Sie, welche Musik hören Sie?
Kurdische, deutsche, internationale?**

Wir lieben Musik. In unserem Haus gibt es immer Musik. Was ich höre, ist von der Stimmung abhängig. Nur deutschen Schlager habe ich nie gehört. Wenn meine Eltern zu Besuch sind, hören wir kurdische und türkische Musik. Mit Freunden höre ich gerne südamerikanische, lebhafte Musik. Wenn ich traurig bin, höre ich portugiesischen Fado. Das trifft mein Innerstes. Obwohl ich nicht alle Wörter verstehe, Fado berührt mich. Mit unseren Kindern hören wir viel internationale Musik.

Was Bücher betrifft, muss ich gestehen, dass ich kaum zum Lesen komme, weil ich, wenn ich abends nach Hause komme, einfach nur kaputt bin.

Momentan interessiert mich die Lage in der Türkei sehr, obwohl ich mich manchmal frage, warum überhaupt. Ich bin hier aufgewachsen, mein Leben findet hier statt, warum interessiert mich dieses Land? Ich habe darauf keine Antwort. Meine Kinder lesen sehr viel, auch kurdische und türkische Literatur. Mein Mann ist auch türkischer Kurde. Er hat in Frankreich gelebt. Er kam von Paris nach Hamburg und von dort nach Heide. Er ist hier nicht so richtig warm geworden. Er ist derjenige von uns beiden, der stärker mit der Türkei verbunden ist.

Was essen Sie?

Mein Mann bereitet gerade zu Hause eine Pizza zu. Er kocht wahnsinnig gerne, auch für Gäste. Er hat sich einen Traum verwirklicht und besitzt jetzt eine Kücheninsel. Er kocht orientalische Speisen, aber auch italienische. Wenn meine Eltern kommen, kochen wir natürlich türkisch.

Was vermissen Sie in Dithmarschen?

Ich hätte es gerne fünf Grad wärmer.

Ich fühle mich sonst in Dithmarschen, in Heide, ganz besonders wohl. Noch wohler, seit ich meine politische Arbeit begonnen habe. Das ist eine Bestätigung, die macht einfach Spaß. Wir bewegen damit zwar nicht die Welt, aber es hat mir ein bisschen ein Zuhause gegeben.

Wenn ich jetzt gefragt werde: „Wo bist du zu Hause?“, dann glaube ich, dass ich sagen kann: „In Heide“. Mein Mann sagt hingegen, wenn wir in die Türkei fahren, dass er wieder nach Hause komme. Ich fühle das gar nicht so. Zu Hause ist für ihn dort, wo seine Eltern begraben sind. Ich besitze diese Verbindung nicht, ich bin wahrscheinlich zu früh dort raus. Für mich ist Heide mein Zuhause. Wenn das Wetter besser wäre, dann noch mehr. Ich vermisste so grundsätzliche Sachen wie mehr Miteinander, aber sonst nichts.

Welche weiteren Wünsche haben Sie, politisch Und privat?

Mein Herzenswunsch ist, irgendwie meinen Kindern und Enkeln eine Gesellschaft zu hinterlassen, in der man nicht mehr vom Äußeren ausgeht und Vorbehalte hat. Ich habe zwei Kinder. Einer ist Jurist. Er sagt: „Ich habe die Nase voll, immer erklären zu müssen, warum ich so gut Deutsch spreche. Warum fragt man nicht die anderen, sondern immer nur mich? Ich muss immer erklären, dass meine Eltern aus der Türkei kommen, aber dass ich in Deutschland aufgewachsen bin. Mein Aussehen hat doch nichts mit meinen Qualitäten zu tun.“

Ich wünsche mir - aber das ist nur schwer zu erreichen, auch in meiner früheren Heimat, wo wir Kurden und Kurden darum kämpfen müssen, anerkannt zu werden - eine Gesellschaft, in der das Aussehen und die Herkunft keine Rolle mehr spielen.



Pauls Plate

Lettland

Pastor

Pauls Plate

Wollen wir vielleicht einfach mal anfangen, dort wo du aufgewachsen bist, vielleicht kannst du ein bisschen was über deine Kindheit erzählen, dein Umfeld, Familie, Freunde, Schule...

Ich bin in Riga geboren. Das ist die Hauptstadt von Lettland. Dort bin ich aufgewachsen und zur Schule gegangen. Später musste ich die Stadt und somit auch die Schule aus familiären Gründen wechseln. Das war nicht ganz leicht. Nach der Schule habe ich dann zuerst Wirtschaftswissenschaften studiert. Ich merkte jedoch, das ist nicht meins.

Wenn du magst, kannst du auch überlegen, was so deine ersten Kontaktpunkte mit Deutschland waren, wie du überhaupt auf die Idee gekommen bist, hierher zu kommen, die Sprache zu lernen...

Meine erste Begegnung mit Deutschland war die Stadt Lübeck. Dort habe ich damals ein kleines Praktikum gemacht. Das wurde von Lettland organisiert und ich konnte daran teilnehmen. Das Praktikum ging nur ein paar Monate, aber es war das erste Mal, dass ich mein Heimatland für längere Zeit verlassen musste. In dieser Zeit in Lübeck habe ich gespürt, ich möchte meinem Leben eine neue Richtung geben. Ich hatte in mir diesen inneren Impuls, auszubrechen, neu aufzubrechen und meinen eigenen Weg weiterzugehen.

Später konnte ich hier im Norden für mich einen Ort finden, wo ich mich für eine Zeit zurückziehen konnte. Es war das Kloster Nütschau zwischen Hamburg und Lübeck. Ich dachte, toll! Jetzt kann ich hier meine Gedanken ein bisschen sortieren und über mein Leben nachdenken, und dann, schon nach nicht allzu langer Zeit, kehre ich wieder nach Lettland zurück. Doch aus dieser kurzen Zeit wurde eine immer längere. Schließlich blieb ich über ein Jahr im Kloster.

Wie alt warst du damals?

Da war ich Anfang 20 und konnte ganz wenig Deutsch... und im Kloster war Englisch nicht so sehr verbreitet... Alle sprachen nur Deutsch mit mir. Und das war gut so! Denn nun war ich wirklich gezwungen, die Sprache zu erlernen. Ja, gerade in meiner Klosterzeit konnte ich am meisten Deutsch lernen. In dieser Zeit entstand in mir auch der Wunsch, hier in Deutschland Theologie zu studieren.

Also waren Sie auf einer Sinnsuche und haben in diesem Kloster Ihren Sinn gefunden?

Ja, ich glaube schon, dass ich auf einer Sinnsuche war. Aber ob ich meinen Sinn nun gefunden habe... so würde ich das vielleicht nicht formulieren. Ich habe mich selbst besser kennen gelernt. Mittlerweile glaube ich,

dass diese meine innere Suche, etwas ist, was zu mir und meiner Seele einfach dazu gehört. Vielleicht werde ich in diesem Leben nie endgültig „ankommen“ und sagen können: „So! Jetzt habe ich nun endlich den Sinn gefunden und muss nicht mehr suchen“. Ich glaube, der Lebenssinn ist kein Objekt irgendwo da draußen. Später war ich dann sehr dankbar und glücklich, dass ich in Deutschland ein Stipendium bekommen habe und nun hier studieren konnte.

Wo?

In Hamburg. Das war damals für mich ganz in der Nähe. Und auch aus finanzieller Sicht machte es „Sinn“. Ja, dann habe ich in Hamburg mit meinem Theologiestudium begonnen.

Und war das dann auf Deutsch?

Ja, klar.

Und wie konntest du dann sprachlich folgen?

Das war in der Tat am Anfang eine Herausforderung. Das Studium war ganz auf Deutsch und ich musste auch, um studieren zu können, erstmal einen Deutschtest bestehen, den ich dann Gott sei Dank auch bestanden habe. Die Herausforderung beim Theologiestudium ist, dass man gerade am Anfang die drei alten Sprachen lernen muss: Hebräisch, Griechisch und Latein. Meine besondere Herausforderung war, dass ich sie nun auf Deutsch lernen musste und nicht in meiner Muttersprache. Aber so ist das, wenn man in Deutschland Theologie studiert.

Und wie war es für dich so, die Heimat zurückzulassen und dich dann dafür zu entscheiden, jetzt war ich schon im Kloster in Deutschland, jetzt will ich auch noch in Deutschland studieren, ich glaube, das wird meine neue Heimat...?

Das war manchmal nicht leicht. Aber es war irgendwie auch interessant. Manche Erfahrungen, die ich gemacht habe, verstehe ich mit der Zeit jetzt auch ein bisschen besser. Ich glaube, rückblickend hätte ich mir - gerade in meiner Anfangszeit hier und auch zu Beginn meines Studiums - vielleicht etwas mehr Unterstützung gewünscht. Jemanden, der oder die mir die Menschen und das Leben hier in Deutschland ein bisschen näherbringt. Ich glaube, ich lebte ziemlich viel auch in meiner eigenen Welt.

Also hast du viel Zeit in deinem eigenen Kopf verbracht?

Ja, so könnte man das auch sagen.

Und wie war dann der Kontakt zu den anderen Studenten, konntest du das nachvollziehen, dass du da zum Beispiel mehr Schwierigkeiten hattest, die alten Sprachen zu lernen, weil du das ja erst in einer neuen Sprache lernen musstest? Oder war das eher ein Umfeld, in dem man sich gar keine Gedanken darüber gemacht hat, oder vielleicht sogar hilfreich?

Hmm... Ich glaube, das Lernen fiel mir nicht besonders schwer. Das machte mir meistens Freude. Die Schwierigkeit war manchmal eher, meinen Alltag gut gestalten zu können. Also das viele Drumherum, zum Beispiel die Freizeit gut zu verbringen, mit anderen Menschen gut in Kontakt zu kommen, etwas Interessantes zu erleben, usw.

Waren das zum Beispiel irgendwelche Gewohnheiten, die so typisch deutsch waren, oder wie Deutsche miteinander kommunizieren oder waren das so bürokratische Dinge, die dir im Alltag schwerfielen?

Einerseits war die Sprache natürlich eine Herausforderung. Ich bin mehr ein Kopfmensch. Und wenn ich z. B. eine Behörde anrufen musste, um etwas Wichtiges zu klären, dann musste ich mich gedanklich darauf erst einmal vorbereiten, denn ich wollte mich verständlich ausdrücken. Es fiel mir eher schwer, einfach spontan loszureden... Das, was ich sagen wollte, habe ich dann erst einmal für mich (im Kopf) formuliert und aufgeschrieben. Ja, manchmal habe ich mich auch selbst gefragt: Pauls, warum hast du eigentlich gerade dieses Studium ausgesucht? Denn hier musst du später so viel reden und auch auf die Feinheiten der Sprache sehr achten. Warum machst du dir das Leben so schwer? Im Studium hatte ich auch oft den Wunsch, mich mehr in die Diskussionen einzubringen, aber gerade in der Anfangszeit war eine gewisse Angst da, so eine Schwelle... Ich merkte, ich kann auf Deutsch nicht immer sofort angemessen reagieren. Und was, wenn die anderen mich nicht richtig verstehen? Im Theologiestudium war ich später auch oft der einzige Ausländer, jemand, der Deutsch nicht als Muttersprache hatte. Da war dann schon manchmal auch das Gefühl, ich bin hier wie von einem anderen Stern.

Hattest du in solchen Situationen auch manchmal Heimweh nach Lettland?

Hmm... vielleicht manchmal. Dann kamen in mir Erinnerungen an glückliche Zeiten in Lettland hoch. Ja, dann habe ich mich auch gefragt, was ich hier in Deutschland eigentlich mache. Aber es war zugleich auch eine andere Stimme da, eine innere Stimme in mir, die mich ermutigte, nicht aufzugeben. Und vielleicht hatte ich auch einen starken Willen. Ich wollte meinen angefangenen Weg unbedingt weitergehen. Ich sah meinen Weg hier in Deutschland und (noch) nicht in meinem Heimatland.

Und hattest du denn noch Kontakt zu verschiedenen Personen dort?

Ja, ich hatte Kontakt zu meinen Eltern, meinem Bruder, anfangs auch noch zu dem einen oder anderen Freund. Aber mit der Zeit wurde dieser Kontakt zu den Freunden immer weniger.

Mich würde mal interessieren, wie heute dein Alltag aussieht, hast du immer noch lettische Traditionen und Kulturen, denen du folgst, liest du gerne noch auf Lettisch oder schaust Filme oder ist das heute wirklich so ganz deutsch?

Ich lese gerne, auch auf Lettisch. Manchmal (in letzter Zeit eher seltener) schaue ich mir auch interessante lettische Sendungen im Internet an. Aber momentan fallen mir keine „lettischen“ Traditionen ein, denen ich bewusst folge... Oft bekomme ich auch die Frage, was typische lettische Speisen sind. Wir haben viele. Z. B. graue Erbsen mit Speck, dazu noch eine dicke Scheibe Schwarzbrot oder einfach Bratkartoffeln mit Fleisch. Wenn meine Mutter mich besucht, dann bringt sie mir immer eine lettische Spezialität mit. Das ist immer nett, aber ich muss hier auch nicht unbedingt ständig lettisch kochen.

Also du fühlst dich ganz wohl mit der deutschen Leitkultur und all dem, was dich hier so umgibt?

Hmm... Ja, ich glaube, im Großen und Ganzen, ja. Ich denke, es ist auch ein Teil der europäischen Kultur. Und Lettland gehört auch zu Europa. Deutschland assoziiere ich mit Ordnung. So vieles ist hier durchdacht, manches vielleicht auch zu viel durchdacht. Es sind so viele Sicherheitssysteme aufgebaut worden. Jede mögliche Eventualität wird berücksichtigt, sodass bloß nichts schiefgehen kann. Das gibt einerseits Sicherheit, andererseits kann es manchmal auch etwas anstrengend sein und es geht dadurch vielleicht auch ein Stück weit Lebensfreude verloren.

Es nimmt einem auch Freiheit

Ja, genau. Ich war vor einiger Zeit in Südeuropa. Und dort spürt man, die Menschen sind ein bisschen anders. Vielleicht etwas spontaner. Sie feiern das Leben mehr. Hier in Deutschland habe ich den Eindruck, bevor man handelt, muss erst einmal richtig geplant und Vor- bzw. Nachteile müssen ganz genau abgewogen werden. Aber andererseits bietet in manchen Bereichen das Leben hier einfach mehr Sicherheit und das finde ich auch gut.

Wir hören hier auch sehr häufig, dass die Deutschen nicht besonders aufgeschlossen sind, dass wir eine Weile brauchen, um Menschen in unser Leben zu lassen. Ist das eine Erfahrung, die du teilst, die du auch gemacht hast?

Ja, da könnte was dran sein. Aber wahrscheinlich gibt es deutschlandweit auch Unterschiede. Ich könnte mir vorstellen, in Bayern sind die Menschen etwas aufgeschlossener und hier im hohen Norden dafür auf den ersten Blick etwas zurückhaltender und brauchen etwas mehr Zeit, um mit einem warm zu werden. Aber vielleicht ist das auch nur ein Vorurteil.

Ich finde, da ist auch ein großer Kontrast zwischen Stadt und Land. Du warst ja vorher in Hamburg, und jetzt Tellingstedt, so ein kleines Dorf... war das für dich auch noch mal ein Unterschied, eine größere Herausforderung, hier mit den Menschen klarzukommen?

Manchmal denke ich, in meiner Seele bin ich ein bisschen auch Dithmarscher, weil ich selbst auch etwas zurückhaltender bin. Ich glaube, ich bin nicht der Pastor, der an alle Türen klopft und laut sagt: „Kommt alle zu mir in die Kirche!“... Ich bin eher introvertiert. Ich brauche meinen Raum, in den ich mich ab und zu auch zurückziehen kann. In Hamburg sind viele Menschen, aber alles ist eher anonym, man kennt sich kaum. Das hat seine Vor- aber auch Nachteile. Hier im Dorf kennt man einander. Auch das ist natürlich nicht immer gut, aber es ist irgendwie doch ganz schön. Man gibt aufeinander acht und fragt: „Wie geht es dir?“. Es ist mehr eine Gemeinschaft.

Und als du hier angekommen bist und dich quasi vorgestellt hast, wie war da die Reaktion der Menschen hier?

Hmm... Ich glaube, ich habe nichts Negatives wahrgenommen, es war alles gut. Die Leute haben sich gefreut, dass nun ein junger Pastor kommt. Ich hatte hier einen guten Start und mein guter Kollege Rüdiger hat mich auch unterstützt. Hier konnte ich mich dann ent-

falten, konnte, glaube ich, zumeist so sein, wie ich bin. Die Menschen freuten sich und waren dankbar. Und manche haben vielleicht ein bisschen gebraucht, um sich zu öffnen, aber wenn sie einen hier ins Herz geschlossen haben, dann auch so richtig.

Bist du denn mit Erwartungen hier hergekommen, mit Hoffnungen, hast du dich auf etwas gefreut?

Erwartungen hatte ich an Dithmarschen kaum welche. Vom Hörensagen habe ich mitbekommen, dass Dithmarschen vielleicht nicht der spannendste Ort ist. Eher unscheinbar und vielleicht nicht so spektakulär. Ich habe in Hamburg studiert und nach dem Studium begann für uns die Ausbildungszeit, das nennt man Vikariat. Mein Vikariat habe ich in Flensburg absolviert. Und dann kam Tellingstedt. Meine Sorgen zu Beginn waren, ob ich das alles hier gut schaffe. Ich wollte die Menschen nicht enttäuschen. Ich hatte ja vorher noch nie als Pastor gearbeitet. Ich fragte mich, wie das alles wohl sein wird... Aber es war gut und ich freue mich, dass ich gerade hier in Dithmarschen, in Tellingstedt, meine ersten Schritte als Pastor gehen konnte.

Das ist ja schön. Und hast du noch Wünsche für deine Zukunft oder Pläne? Möchtest du noch einmal aus Dithmarschen raus oder steht das momentan gar nicht zur Frage?

Das ist eine gute Frage... Darüber mache ich mir manchmal tatsächlich Gedanken. Wie möchte ich, dass mein Lebensweg weitergeht? Welche Richtung möchte ich gehen? Wie möchte ich mich weiterentwickeln? Es gibt im Pfarrberuf Bereiche, die mich sehr interessieren... Aber ich bin auch gerne hier, wo ich gerade bin. Ich mag die Menschen hier. Das ist der größte Schatz, den wir hier haben. Es kommen in Zukunft Herausforderungen auf unsere Kirchengemeinde, unser Kirchspiel und unseren Kirchenkreis zu. Denn die Pastoren und Pastorinnen werden leider immer weniger und man muss schauen, wie man der neuen Situation entsprechend die Arbeit gut gestalten kann. Meine nähere Zukunft sehe ich hier im Norden von Deutschland. Was dann allerdings in 10 oder 15 Jahren ist, das kann ich noch nicht sagen, aber ich könnte mir auch vorstellen, später den Kontakt zu meinem Heimatland Lettland zu intensivieren. Ich weiß nur noch nicht, in welcher Form.

Hast du in dieser Zeit auch noch in einigen Lebensbereichen Schwierigkeiten? Wirst du mit Hindernissen konfrontiert, gibt es hier und da mal Probleme, die wir nicht haben?

Mittlerweile eher wenig. Manchmal kann es allerdings auch sein, dass ich einen ziemlich hohen Anspruch

an mich selbst habe. Dann mache ich mir selbst das Leben ein bisschen schwer. Manchmal auch, wenn ich eine Ansprache für den Gottesdienst vorbereite. Deutsch ist nicht meine Muttersprache, deswegen ist es gut, wenn ich jemanden habe, der noch einmal darüber schaut. Unsere Sekretärin beispielsweise, sie unterstützt mich dabei. Ich habe eine Ansprache geschrieben und dann unterstreiche ich ein, zwei Stellen, bei denen ich mir nicht ganz sicher bin, wie eine Muttersprachler*in sie im Ohr hören würde. Dann frage ich unsere Sekretärin. Ja, manchmal ist es gut, wenn jemand da ist, der bei wichtigen Texten einmal kurz darüber schaut. So müssen wir auch bei unseren Kirchengemeinderatssitzungen wichtige Beschlüsse fassen. Bei mir dauert es dann normalerweise etwas länger. Mir fällt nicht immer das passende Wort oder die richtige Formulierung ein. Aber viele finden wiederum den Akzent, den ich noch ein wenig habe, interessant. Sie sagen, ich habe eine angenehme und sympathische Ausdrucksweise, und es fällt ihnen leicht, mir aufmerksam zuzuhören.

Wie war für dich der Prozess, die deutsche Staatsbürgerschaft zu erhalten? War es leicht?

Ja, bei mir war das in der Tat leicht. Ich habe in Deutschland Geisteswissenschaften studiert und brauchte keine zusätzlichen Prüfungen zu absolvieren. Ich hatte zu dem Zeitpunkt auch schon mehrere Jahre in Deutschland gelebt.

Wenn es die Möglichkeit nicht gegeben hätte, damals nach Deutschland zu kommen, sondern vielleicht nach Frankreich oder woanders hin, meinst du, dein Weg wäre der gleiche gewesen?

Naja, dann wäre ich jetzt vielleicht in Frankreich. Interessanterweise war es keineswegs mein Plan, nach Deutschland zu kommen und hier Pastor zu werden. Wenn mir das jemand damals mit 20 gesagt hätte: „Du wirst in Dithmarschen Pastor“, dann hätte ich geantwortet: „Du spinnst, das kann nicht wahr sein!“. Ich kann nicht sagen, dass ich meinen Lebensweg so ganz bewusst gesteuert und geplant habe. Es ist mir ein Stück weit einfach passiert. Ich weiß noch, damals dachte ich bei mir, wenn du ins Ausland gehst, dann doch sicherlich in ein englischsprachiges Land, weil die Sprache viel einfacher und weil es die Weltsprache ist. Aber das Land, das ich für mich entdecken konnte, war Deutschland. Hätte mein Weg mich z. B. nach England geführt, dann würden hier jetzt vielleicht drei junge Damen aus einer Schule in England sitzen. Sie würden mich interviewen und fragen: „Erzähl bitte, wie bist du eigentlich nach England gekommen?“



**Mut zur Offenheit ist das A und
O sein Leben selber zu gestalten,
nicht warten, bis jemand klopft.**

Paula Molina Argentinien

Lehrerin für DaZ
und Übersetzerin

Paula Molina

Vielen Dank, dass du dich für das Interview bereit erklärt hast.

Für mich ist es eine Selbstverständlichkeit, weil es zu meinen Zielen gehört, Menschen zu inspirieren, und weil Inspiration nur durch Vorbilder funktioniert. Wenn man etwas selbst macht, können die anderen sehen, dass es O.K. ist. Das gilt auch für meine Kinder. Ich bin in Heide sehr aktiv: Ich war Elternvertreterin im Kindergarten und in der Schule, bin seit drei Jahren Personalrätin in der FH. Für so etwas bin ich immer zu haben. Ich habe nichts zu verbergen. Viele Leute, die am Anfang ihres Weges sind, denken: „Wenn sie es geschafft hat, warum ich nicht?“ Leider kannte ich, als ich kam, keine Person, die mir so die Augen geöffnet hat. Ich hatte auch keinen Deutschkurs. Meine Integration verlief eher durch meinen damaligen Freund, meinen heutigen Mann. Ich bin sehr aktiv und deswegen habe ich mir den Weg selbst ermöglicht.

Wie kam es dazu, dass du hierhergekommen bist?

Ich bin schon in der deutschen Kultur aufgewachsen, weil meine Großeltern aus Deutschland kamen. Sie waren selbst Flüchtlinge und sind 1951 nach Argentinien eingewandert. Ich bin zur deutschen Schule gegangen und habe Übersetzungswissenschaften studiert. Als ich mein Hauptstudium fertig hatte, meinte mein

Professor für Semantik, dass es Stipendien für Kurse in Deutschland gebe und dass der deutsch-argentinische Lehrerverband dringend nach Lehrkräften suche. Sie wollten Studenten, die das Hauptstudium fertig hatten, das Lehramtsstudium schmackhaft machen. So wurde ich für das Stipendium ausgewählt und kam dann für drei Monate hierher. Im Haus Sonnenberg im Harz haben wir Landeskundeseminare besucht und sehr viel Kultur miterleben können. Danach haben wir in Kassel Methodik und Didaktik gelernt. Und am Ende habe ich eine Hospitation in Meppen gemacht. Dazwischen habe ich meinen Mann kennen gelernt. Er hatte hier schon einen Job und konnte zwar damals kaum Spanisch, ich aber schon sehr gut Deutsch sprechen. Ich war an meinem beruflichen Scheideweg. Was mache ich, was mache ich nicht? So habe ich mich entschieden, hierher zu kommen.

Ist dein Mann Norddeutscher?

Ja, Dithmarscher.

Aus welchem Teil Argentiniens kommst du?

Ich komme aus Córdoba, das liegt im Zentrum Argentiniens. Das ist eine sehr alte Universitätsstadt. Es war ein Schock, hierher zu kommen. Córdoba ist eine Millionenstadt mit einem sehr regen Studentenleben und hier ist es eher ein bisschen ruhiger und ländlicher.

Bist du noch oft in Argentinien?

Wegen Corona waren wir lange Zeit nicht mehr in Argentiniern. Im April waren wir mit der ganzen Familie da. Jetzt, da die Kinder größer sind, wird es schwieriger, weil jeder seine eigenen Termine hat.

In Argentinien gibt es eine große deutsche Community. Hast du schon als Kind etwas davon gespürt?

Ja. Die deutsche Community hat einen sehr braunen Hintergrund. In der Gegend, wo sich meine Großeltern angesiedelt haben, ist es so, als wenn man in Oberbayern ist. Da wird zum Beispiel das Oktoberfest gefeiert. Viele Marineoffiziere vom Schiff „Graf Spee“, das im Zweiten Weltkrieg vor der Küste Argentiniens versenkt wurde, haben sich dort niedergelassen. Meine Großeltern haben die Nachkriegsentwicklung in Deutschland nicht miterlebt, so dass sie immer noch überzeugte Nazis waren. In Deutschland wird die ganze Schuldfrage anders wahrgenommen als in Argentinien. Mein Opa hatte immer das Bild eines Kriegsschiffes und das Eiserne Kreuz an der Wand hängen, was hier gar nicht geht.

Als Eichmann in Argentinien aufgegriffen wurde, hat man das bei euch thematisiert?

Da ich zu dem Zeitpunkt schon hier war, weiß ich nicht, wie das dort thematisiert wurde. Wir hatten auch sehr lange eine Diktatur. Da musste man vorsichtig sein. Es ist unglaublich, aber einige Leute sehnen sich danach, nach der damaligen ‚Ordnung‘. Da denkt man, sie seien bescheuert. Ja, man weiß, dass viele Nazis über den Genua-Korridor oder über Spanien in Argentinien gelandet sind und dass es für sie einfach war, eine neue Identität anzunehmen. Aber ich muss ehrlich sagen, das weiß ich alles aus Büchern, die in Deutschland verlegt worden sind. Von unserer Seite habe ich das nicht so erfahren. Es kann sein, dass es in den letzten Jahren anders geworden ist, denn es gibt jetzt einen Aufarbeitungsprozess in Argentinien, auch über die argentinische Militärdiktatur.

Was waren im ersten Jahr in Heide für dich die wichtigsten Dinge? Positives, Negatives, Überraschendes. Woran musstest du dich gewöhnen?

An die Kälte kann man sich gewöhnen, aber die Sonne und das Licht fehlen. Das machte mich sehr unsicher. Wir haben in Argentinien sehr einfache Dörfer und Städte mit quadratischem Grundriss, in unserer

Städteplanung ist alles quadratisch. Hier hatte ich tierische Angst, mich zu verfahren oder zu verlaufen, weil die Straßen hier nicht geradeaus verlaufen. Im ersten Jahr hatte ich auch sehr viel damit zu tun, ob ich hierbleiben darf. Ich bin nur mit einem Touristenvisum gekommen. Meine Brüder hatten einen deutschen Pass, aber ich nicht, weil früher das deutsche Blutrecht nur über die Väter weitergegeben wurde. Erst ab 2017 durften die Mütter den Pass weitergeben und es gab ein Moratorium, das meine Mutter verpasst hat. So hatten meine Brüder den Pass und ich nicht, dabei war ich die Einzige, die daran interessiert war, hierher zu kommen. Ich bin im Dezember gekommen, als es sehr dunkel war. Im März musste ich wieder zurück. Da meinte ein Vertreter des Ausländeramtes: „Ja, warum heiraten Sie nicht?“ Und so haben mein Freund und ich geheiratet. Das war im April und Anfang Mai hatte ich schon einen Job als Übersetzerin. Mein Mann arbeitete in Itzehoe und war mit Hin- und Rückfahrt immer zehn Stunden weg und da dachte ich, wenn ich hier weiter nur übersetze, werde ich niemanden sonst kennen lernen. Dann bekam ich ein Programm von der VHS in die Hand, in dem nach Dozenten gesucht wurde. Es hat mich umgehauen, denn sie wollten mich nicht für Spanisch-, sondern für den Deutschunterricht. Und so fing ich an, Deutsch zu unterrichten.

Heide hat kulturell nicht so viel zu bieten wie Cordoba. War das für dich ein Problem?

Es gibt hier doch Einiges an Kultur. Man muss nur aufmerksam sein und die Kulturangebote finden. Ich würde die Leute, die das Kulturangebot bemängeln, fragen, wieviel Kultur sie woanders erleben. Anfangs hatte ich Familie, Kinder und Beruf, so dass wir beschäftigt waren und nicht an Kultur denken konnten. Jetzt fange ich wieder damit an. Es gibt hier tolle Sachen, zum Beispiel das Schleswig-Holstein Musikfestival, die Jahreskonzerte im Stadttheater oder einmal das Schwanensee-Ballett. Hier konnte man sogar hören, wie die Tänzerinnen auf der Bühne aufprallten. Wo gibt es so etwas? Es gibt auch Buchlesungen oder das VHS-Projekt in der Neulandhalle. Das finde ich toll.

Als Person mit Migrationshintergrund unterrichtest du andere Menschen mit Migrationsgeschichte. Siehst du das als Vorteil an?

Ja, ich versuche, den Leuten immer Mut zu machen. Sie vergleichen sich mit mir und sagen: „Ja, sie können

doch so gut Deutsch sprechen.“ Ich antworte, dass ich Deutsch schon in der Wiege mitbekommen habe, deshalb könne man sich mit mir nicht vergleichen. Dass manche Leute es in einem Jahr schaffen, B1 zu machen, das ist doch der Wahnsinn.

Hat sich in den letzten Jahren etwas geändert? Haben sich die Einstellungen und Ansprüche geändert?

Es gibt zum Beispiel mehr Frauen. Es ist etwas ganz Anderes, einen Kurs, in dem nur Frauen sind, zu unterrichten als einen Kurs, in dem nur Männer sind. Wir haben sehr unterschiedliche Bildungsniveaus, einige mit akademischen Bildungsstandard und wiederum Menschen, die kaum oder gar keine Schule besucht haben. Das Bundesamt für Flüchtlinge guckt nicht danach. Sie sagen, es gibt eine bestimmte Zahl von Stunden unabhängig von der Bildung. Es ist utopisch, einer Person, die schon studiert hat, die gleiche Anzahl an Stunden zu geben, wie einer, die gerade eben nur schreiben kann, die noch nicht alphabetisiert worden ist. Damals gab es noch keine Alphabetisierungskurse. Später hat man es standardisiert. Also es hat sich schon einiges geändert. Es ist so, als wenn man jemandem eine Schere gibt, der schon schneidern kann oder noch nicht. Wir mussten die Leute in diese Kästen hineinpassen. Das ist frustrierend. In Heide haben wir nicht so viele Migranten wie in einer Großstadt und das macht die Gruppenbildungen heterogener. Auch viele, die hier landen, landen nicht so ganz freiwillig hier, sondern würden lieber in einer Großstadt sein, und dann ist es schwierig. Die Spät-aussiedler sind aus Überzeugung nach Deutschland gekommen. Flüchtlinge sind nicht überzeugt. Ich sage ihnen, irgendwann muss man eine Entscheidung treffen. Gibt es eine mittel- oder langfristige Perspektive, hier zu bleiben, oder möchte ich später wieder zurück. Es ist keine einfache Entscheidung, doch man muss sie treffen, sonst kann man nicht gut leben. Als ich erkannt hatte, ich bleibe hier, das ist hier meins, dann wurde ich auch anders, dann ist man offener für Sachen. Bei den syrischen und ukrainischen Flüchtlingen merkt man, dass sie ihrer Heimat entrissen wurden. Und die Ukraine ist ja auch nicht ganz so weit weg. Deshalb haben viele noch im Hinterkopf, ich möchte einmal zurück. Wir haben auch sehr viele junge Leute, von denen ich denke, dass sie von ihren Eltern hierhergebracht wurden, und man weiß nicht, ob das so ganz freiwillig geschehen ist, weil sie nicht

volljährig waren, als sie kommen mussten. Diese Leute sind nicht dafür bereit, denn es ist nicht das, was sie wollten. Neu für mich sind die Reibungen zwischen den verschiedenen Nationalitäten und Gruppen. Ich habe schon von Teilnehmern gehört, dass es in Heide zu viele Ausländer gebe. Da meinte ich: „Häh, ich bin auch Ausländerin.“ Sie antworteten: „Ja, aber die sind nicht so wie Sie oder wir.“ Da dachte ich: „Oh Gott! Jetzt haben wir da auch noch Probleme.“ Vielleicht, wenn eine Gruppe mehr von der Regierung gefördert wurde, fühlen sie sich als Ausländer 1. Klasse und alle anderen sind für sie Ausländer 2. Klasse. Das war das erste Mal, dass ich das von jemandem hörte, und ich weiß nicht genau, wie ich diese Person einschätzen soll. Aber zwei andere, die ich eigentlich als ganz vernünftig eingeschätzt habe, kamen auch mit so einem Spruch und ich dachte: „Oh, oh, oh! Was ist das denn?“ Ich verstehe nicht, woher das kommt. Aber dann habe ich es reflektiert und erkannt, dass so etwas sein kann, wenn die Politik so etwas macht. Sie haben so vieles bekommen, das ist schon ein bisschen wie 1. Klasse, das finde ich nicht gut. Und auch noch das altbekannte Problem zwischen den Minderheiten und Religionen. Da bin ich auch ratlos, ich verstehe das alles nicht. Ich steige nicht durch, wer was ist; Sunniten, Alleviten u.s.w.

Wenn das in der Bevölkerung so ist, dann auch in meinem Kurs. Darauf bin ich nicht vorbereitet. Auch die Ansprüche sind gewachsen: Viele zeigen weniger Lernbereitschaft. Ich sage den Kursteilnehmern: „Wenn ich nicht so viele Steuern zahlen würde, könnten Sie hier kein Deutsch lernen. Ich zahle Ihre Deutschkurse über meine Steuern mit und, wenn ich das zahle, dann würde ich gerne, dass Sie auch lernen.“

Kommen wir zu einem anderen Thema. Wie kommst du mit der Mentalität der Dithmarscher klar? Man sagt den Dithmarschern ja nach – auch ein Klischee –, dass sie nicht die Gesprächsfeudigsten sein sollen.

Oh, ja, es ist ein Klischee. Aber, einige Leute bedienen dieses Klischee. Trotzdem wurde ich immer sehr herzlich empfangen und hatte nie Probleme. Alle Freunde meines Mannes, also auch mein erster Freundeskreis, sind Dithmarscher. Ich wurde zum Beispiel zu einer Hochzeit in einem kleinen Dorf mit weniger als 100 Einwohnern eingeladen und wurde immer sehr gut empfangen.

Wie kocht ihr zu Hause – deutsch oder argentinisch?

Deutsch kann ich nicht. Meine Oma hat versucht, es mir beizubringen, z.B. Hühnerfrikassee, Königsberger Klops. Aber ich esse seit Jahren kein Fleisch mehr. Meine Mama hat auch nicht von meiner Oma mütterlicherseits, sondern von meiner Oma väterlicherseits kochen gelernt. Mein Papa war Argentinier spanisch-nativer Abstammung. So hat schon meine Mama die deutsche Koch-Tradition nicht mehr weitergeführ. Sie kochte sehr spanisch, z.B. Tortilla de papas, so etwas wie Bauernfrühstück, oder arroz con mariscos, eine einfache Paella, und ich kochte international.

Zieht es dich mehr zur argentinischen bzw. spanischen Literatur oder eher zur deutschen? Oder bist du in dieser Beziehung ganz divers?

Wenn ich feststelle, dass ein Buch, das mich interessiert, von einem spanischen Autor stammt, bevorzuge ich natürlich die Originalversion. Aber das Schöne ist, dass ich mich in beiden Sprachen bewege, und ich kann beide Sprachen gleich gut lesen. Meine Tochter macht das auch so, sie liest sogar in drei Sprachen: Spanisch, Englisch und Deutsch. Mein Sohn erst einmal nur auf Deutsch. Wir haben ihm auch schon spanische Comics geschenkt, aber er ist noch nicht so fit in Sprachen. Aber ich denke, das wird noch. Es kommt natürlich auch auf den Autor an.

Und wie steht es mit der Musik?

Es gibt viele coole deutsche Bands. Es gibt andere, die mein Mann hört, wo ich eher sage, nee, das ist nicht so mein Ding. Alle sagen, die argentinische Musik sei sehr melancholisch. Meine Familie weiß, wenn ich argentinische Musik höre, muss etwas passiert sein. Sie gehen mir aus dem Weg. Aber es gibt lebendigere Musik.

Was vermisst du hier in Deutschland, Dithmarschen am meisten?

Das Licht, meine Leute. Immer wenn ich in Dithmarschen eine Freundin gehabt habe, mit der ich auf Spanisch sprechen konnte, wie ich es von zu Hause gewohnt war, ist sie weggezogen. Das ist schade. Diese Spontaneität, dieses Nicht-in-den-Kalender-Gucken, ganz spontan zu klingeln, um miteinander Kaffee zu trinken. Aber auch zu akzeptieren, wenn man keine Zeit hat. Diese Spontaneität fehlt mir ein bisschen. Obwohl es Dithmarscher gibt, die auch so spontan sind.

Welche Ziele hast du noch für die Zukunft? Willst du in Dithmarschen alt werden oder zieht es dich doch nach Argentinien?

Ich könnte in Argentinien überhaupt nicht mehr arbeiten, ich bin zu deutsch geworden. Es macht mich wahnsinnig, wenn die Leute ihre Sachen nicht rechtzeitig fertig haben. Mit dieser Haltung würde ich in Argentinien von einem Herzinfarkt zum nächsten kommen. Argentinien ist ein schönes Land. Meine Familie lebt dort, aber meine jetzige Familie ist hier. Meine Tochter ist auch nach Argentinien orientiert, aber mein Sohn ist mehr Dithmarscher. In Argentinien habe ich ihn zum ersten Mal offener erlebt. Wenn es Treffen gibt, neigen wir zu Menschenmengen, 50 Personen sind für uns normal. Er ist eher zurückgezogen. Ich glaube nicht, dass er irgendwo anders landet als hier in der Nähe.

Da kann sich noch viel ändern.

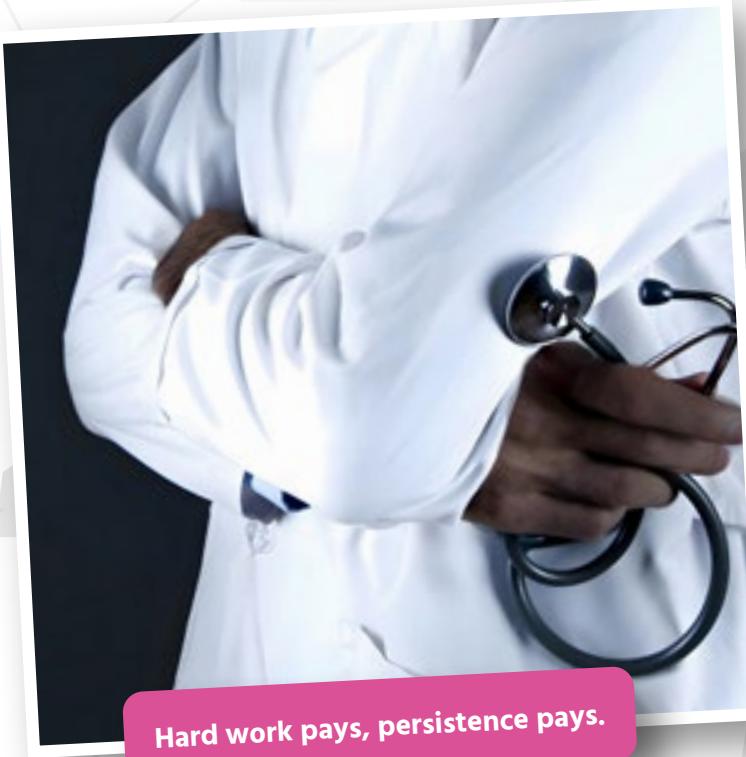
Ja, aber man merkt schon ein bisschen, wie die Kinder ticken. Meine Tochter ist sehr offen. Ihr Bruder nicht so. Aber beide sind sehr selbstständig. Es ist ein Ziel von mir, dass meine Kinder immer neugierig sind und sich für Sachen begeistern können. Mein Sohn hört z.B. gerne Podcasts über Gott und die Welt, über alles Mögliche. Das versuche ich zu unterstützen. Beide lesen auch gerne. Ich mache, soweit es in meiner Macht steht, alles, sie breit aufzustellen, damit sie nachher etwas Schönes auswählen können.

Wenn die argentinische Fußballnationalmannschaft gegen die deutsche spielt, für welche Mannschaft schlägt dein Herz?

Für die argentinische. Ich bin nicht so ein Fußballfan. Aber in Argentinien ist Fußball noch etwas anders als hier, er ist so wichtig, es ist unbeschreiblich. Wir waren im April da, z.B. die Zebrastreifen, alles in Blau-Weiß. Überall hängen Poster und Bilder von Messi & Co. – es ist der Wahnsinn. Maradonna war – abgesehen von seiner Persönlichkeit – ein toller Fußballspieler.

Kommen wir zum Exponat. Kannst du in wenigen Sätzen deine Migrationserfahrung zusammenfassen? Was willst du den Menschen über deine Migrationserfahrung mitgeben?

Man muss Mut zur Offenheit haben, man muss mutig sein, viel Neues zu erproben. Mut zur Offenheit ist das A & O, sein Leben selbst zu gestalten, nicht zu Hause warten, bis jemand klopft.



Olajide Bisiriyu

Nigeria

Arzt

Olajide Bisiriyu

Wann sind Sie nach Deutschland gekommen?

Wie haben Sie sich im allerersten Jahr gefühlt?

Welche Erlebnisse, Hoffnungen, Ängste gab es?

Ich kam 2012 mit meiner Frau nach Deutschland. Ich hatte vorher ein Job-Interview, das gut verlief, und so schien es mir O.K. zu sein.

Heute ist eine Kleinstadt. Ich stamme aus Lagos in Nigeria, einer Millionenstadt. Studiert habe in Cluj in Rumänien, einer Stadt mit ca. 400.000 Einwohnern. Das ist ein riesiger Unterschied im Vergleich zu Heide, aber ich war positiv überrascht, wie schön es war. Mein erster Eindruck war gut. Am Bahnhof wurden wir von einem Taxi, einem Mercedes-Benz, abgeholt, da dachte ich: „So läuft das hier.“ Aber dann fing der Druck an. Ich war mit meiner Frau in einem fremden Land und wir kannten niemanden. Aber ich hatte das Gefühl, dass wir es hinbekommen. 2009 habe ich angefangen, Deutsch zu lernen, und das Level B2 erreicht. Ich dachte, ich könnte alles verstehen. Aber wenn man hierherkommt und die Leute anfangen zu reden, dann denkt man: „Ooh, noch mal? Ich verstehe Dich nicht.“ Man muss einfach dableiben, nicht aufgeben, weiterleben. Man muss weitersprechen und zuhören, dann bekommt man es hin.

Es ist besser geworden mit der Sprache, ich kann das Meiste verstehen. Am Ende hat es sich gelohnt, glaube ich.

Hat Sie das WKK dabei unterstützt?

Ja, es gab eine ganz große Unterstützung vom WKK, z.B. durch den Geschäftsleiter, der uns während eines Deutschkurses in Polen persönlich besucht hat.

Wir bekamen eine Wohnung vermittelt. Am Anfang hatte ich die Angst, es in Deutschland mit einer fremden Sprache zu schaffen. Man muss überlegen, ob das Geld reinkommt, ob man alles bezahlen kann, denn das Leben muss weiterlaufen. Aber wenn man Unterstützung bekommt, durch den Arbeitgeber, und wenn man Freunde hat, dann ist es zu schaffen.

Wir hatten einen Kreis aus Freunden, die auch Ausländer waren. Wir konnten immer über unsere Probleme sprechen. So waren wir nicht einsam, wir konnten unsere Erfahrungen austauschen. Man sieht, dass es nicht nur bei sich selbst Probleme gibt. Ohne das ist es schwierig.

In meiner Abteilung sind auch andere gleichzeitig mit meiner Frau und mir nach Deutschland gekommen, z.B. ein Oberarzt und ein Facharzt aus Spanien, und

wir alle konnten noch nicht richtig Deutsch sprechen. Dadurch hatte man nicht so viel Druck, wenn man nicht allein ist. Man bekam immer wieder auch negative Eindrücke von einigen Mitarbeitern. Man kann nicht immer 100%ig positive Rückmeldungen von anderen Leuten bekommen. Das ist einfach so, es geht nicht anders, es ist normal. Aber die Mehrheit der Leute hat uns unterstützt.

Waren Sie bereits in Rumänien Facharzt?

Nein, man muss, wenn man aus einem anderen Land kommt, erst eine Weiterbildung machen. Nicht alle Abschlüsse werden sofort anerkannt. Es kommt darauf an, aus welchem Land man kommt. Man muss also wieder neu anfangen und einiges wiederholen, bis man fertig ist.

Gibt es keine EU-Regeln?

Damals war es noch neu. Heute werden viele Abschlüsse anerkannt, aber damals musste man noch vieles wiederholen. Es kommt darauf an, aus welchem Land man kommt.

Was war für Sie ungewöhnlich, als Sie nach Deutschland kamen? Was hat Sie geschockt?

Ich habe mein Medizinstudium in Nigeria angefangen und mich wegen fehlender Infrastruktur entschieden, das Studium dort abzubrechen und eine Universität in Europa aufzusuchen.

So bin ich nach Rumänien gelangt. Jeden Sommer bin ich nach England gegangen, um etwas Geld zu verdienen. Von daher kannte ich europäische Länder, ich wusste, wie europäische Länder sind. So war es kein Schock, als ich nach Deutschland kam. Es ist nicht so viel anders als in Rumänien. Deutschland ist schon weiterentwickelt als Rumänien, aber einen Kulturschock habe ich nicht gehabt.

Von Rumänien sind Sie also gleich nach Dithmarschen gekommen. Von anderen Migranten hörten wir, dass sie das Wetter schrecklich fanden.

Ja, das Wetter war ein Schock. Wir sind im Juni gekommen, da war das Wetter sehr gut. Aber der Dezember ist der Hammer. Im Sommer ist es O.K., angenehmer, auch im Vergleich zu meinem Land, dort sind es im Sommer 40 Grad. Der Sommer hier ist gut, aber der Winter ist harsch.

Wie oft reisen Sie noch nach Nigeria?

Nach 2005 bin ich noch zweimal dorthin geflogen. Meine Eltern wohnen jetzt bei meinem Bruder in den USA, meine Schwester lebt noch in Nigeria. Als meine Eltern noch da waren, musste ich immer wieder hin, aber nicht, wenn ich dort niemanden mehr habe. Mein Bruder und ich, wir unterstützen die Leute dort in der Corona-Situation, daher war ich zuletzt noch einmal dort.

Wir hören häufig, dass die Dithmarscher im Umgang so ein bisschen verschlossen sind. Ist das eine Erfahrung, die Sie teilen können.

Wie meinen Sie das?

Die Dithmarscher sind keine Leute, die gleich auf andere zugehen.

Ja, wenn man Kontakte haben will, dann muss man sich Mühe geben. Aber es gibt Leute, die richtig offen sind. Wir sind gut aufgenommen worden in Lunden. Natürlich nicht von allen, aber das ist nun mal so. Wahrscheinlich werde ich akzeptiert, weil ich Arzt bin. Das eröffnet Perspektiven, die Leute wollen etwas von mir.

Sie helfen ihnen.

Exakt. Ich gebe Hilfe, sie brauchen Hilfe. Es ist dann etwas anderes.

Zum Beispiel, bei uns in Nigeria ist es anders, da geht man offener miteinander um, aber hier muss man sich Mühe geben. Ich erinnere mich an eine Situation in der Anfangszeit, als wir in eine Kirche gingen. Wenn man bei uns in eine Kirche geht, wird man sofort freundlich in Empfang genommen. Dann sagt der Pastor: „Hallo Neuer, steh doch mal auf!“. Hier geht man hinein und wieder heraus. Natürlich gucken die Leute, stellen fest, dass man dunkelhäutig ist. Sie sind neugierig, aber das war es dann. Wenn ich häufiger hinginge, wäre es vielleicht anders. Das wäre ein Ort, wo man Freundschaften findet, aber anfangs ist es ein Problem. In Lunden gibt es Migranten, die werden fast verrückt. Sie sitzen zu Hause und haben nichts zu tun. Sie fragen mich, was sie tun sollen, sie können keinen Deutschkurs besuchen. Am Anfang habe ich ihnen nicht geglaubt. Ich dachte es stimmt nicht, aber es stimmt doch. Dann dachte ich, wie ich helfen kann.

Der ist zu Hause, hat keine Arbeit, der kann nicht reden, der sitzt einfach nur da. Da bekommt man Depressionen. Das ist schwer. Ich frage: „Warum bist Du schon ein Jahr da und kannst noch nicht Deutsch sprechen?“ Man kann zwar auch zu Hause lernen, aber man muss mit jemandem sprechen. Meine Frau arbeitet jetzt bei der Behörde. Sie hat Bücher für mich organisiert. Die gebe ich an diese Leute weiter. Ohne Deutschkenntnisse geht es nicht weiter, das kannst Du vergessen. Nur wenn Leute die Sprache können, können sie weiter hier vernünftig leben. Die Betroffenen sagen: „Ich weiß nicht, was ich machen soll. Ich habe nichts. Ich war schon auf dem Amt, aber man konnte mir nicht helfen.“ Die Behörden sind auch überfordert. Da muss ein Konzept entwickelt werden, so kann es nicht weitergehen.

Was von dem, was Sie aus Ihrer Heimat kennen, fehlt Ihnen hier am meisten?

Wir haben einen Freundeskreis, wir treffen uns an Wochenenden. Wir kennen uns vom WKK als Arbeitskollegen. Wir feiern Weihnachten zusammen, machen Partys für unsere Kinder. Wir haben auch deutsche Freunde. Es ist schön zu Hause in Nigeria mit der Familie zu sein, aber ansonsten bin ich hier zufrieden.

Haben Sie noch Freunde aus Ihrer Zeit in Rumänien?

Ja, ich habe noch Freunde und ehemalige Kollegen, aber so viel Kontakt habe ich nicht mehr, leider.

Sind Sie jetzt hier verwurzelt oder planen Sie, sich in der Zukunft noch einmal zu verändern?

Innerhalb Deutschlands nicht, wir bleiben in Dithmarschen.

Wenn Sie nicht gerade Medizinisches lesen, welche Literatur lesen Sie und welche Musik hören Sie?

Ich höre deutsche und nigerianische Musik, auch international. Ich habe mir anfangs Bücher gekauft, die Geschichten gelesen. Ich lese auch viele Krimis.

Auf Deutsch oder Englisch?

Gemischt.

Welche Sprachen sprechen Sie? Deutsch, Englisch, Yoruba, auch Rumänisch oder Französisch?

Ich spreche Yoruba, Englisch, ein bisschen Rumänisch und natürlich Deutsch. Beim Studium brauchte ich kein Rumänisch, weil es auf Englisch stattfand. Aber man braucht es, wenn man dort lebt. Also habe ich gelernt, was ich zum alltäglichen Leben brauchte.

Wenn Sie kochen, was ist dann Ihr Lieblingsgericht?

Ich kuche gerne nigerianisch. Wir haben Wurzeln, Yam zum Beispiel, wir haben Gries, in Suppen. Alles, was ich dazu brauche, kaufe ich in Hamburg, weil es dort einen nigerianischen Laden gibt. Aber in letzter Zeit kuche ich auch deutsche Gerichte, Kartoffeln, Kohl, Spargel.

Gibt es noch etwas, das Sie sich wünschen, was sie verwirklichen möchten?

Ich wünsche mir noch mehr Akzeptanz. Am Anfang meiner Zeit in Heide war ich einmal mit meiner Frau in der Innenstadt unterwegs, als mein Vater anrief. Natürlich habe ich mit meinem Vater auf Yoruba gesprochen. Da kam jemand zu mir, das war hinter dem Rathaus, der schrie mich an: „Du sprichst unsere Sprache hier in Deutschland oder geh zurück in dein Land!“ Aber das war ein einzelner Fall innerhalb von sechs Jahren.

Da kommt es auch auf den Bildungsstand der Leute an.

Ja, natürlich, und deswegen sage ich ja, dass es nur ein Vorfall war. Andererseits aber wünsche ich mir auch mehr Kontakte zu Deutschen, mehr Offenheit. Wenn es mehr Kontakte gibt, kann man sich auch besser verstehen. Nur durch Kommunikation kann man auch die Meinung ändern.

Hat sich in den gut zehn Jahren, die Sie hier sind, etwas in der deutschen Gesellschaft verändert, was Offenheit betrifft?

Ich glaube schon. Aus meiner Perspektive hat es sich geändert. Ich habe täglich mit Deutschen zu tun, von daher kann ich nur Positives erzählen. Leute mit geringerer Ausbildung haben vielleicht andere Erfahrun-

gen. Ich habe enge Kontakte mit Patienten. Und es ist auch wirklich so, wenn man etwas in der Gesellschaft tut, dann wird man am Ende auch mehr Kontakt haben.

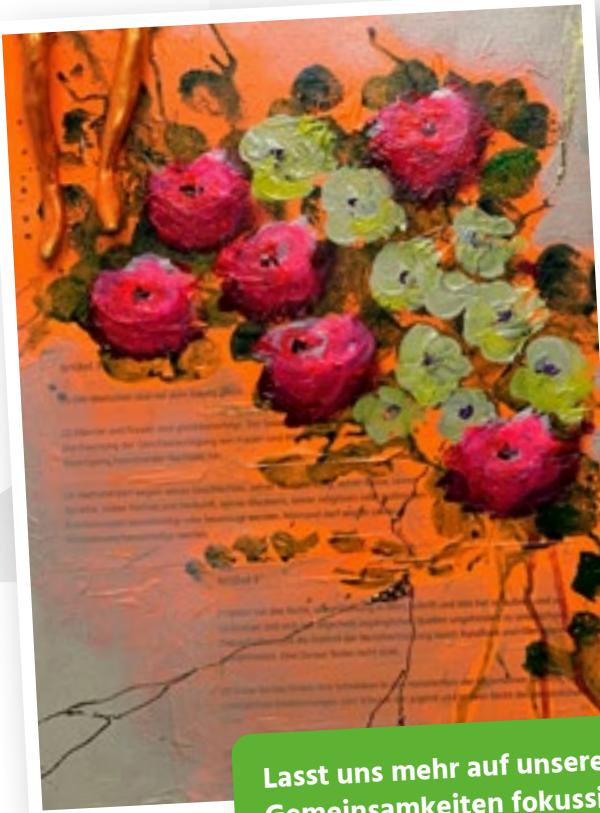
Hat das auch etwas mit dem Alter zu tun? Sind ältere Menschen reservierter als jüngere? Gibt es da Unterschiede bei Kontakten?

Ja, ein bisschen. Ich bin Geriater, ich arbeite mit alten Leuten. Ja, am Anfang der Behandlung ist die Akzeptanz oft anders bei älteren Leuten. Junge Leute sind offener. Es ist eine andere Generation. Aber so groß sind die Unterschiede nicht. Ich habe einen Nachbarn, der schon älter ist. Jedes Mal, wenn ich draußen bin und ihn mit seinem Rollator sehe, bleiben wir stehen und reden miteinander und kommunizieren. Der andere Nachbar ist noch jung, mein Alter, wir sprechen miteinander. Von daher glaube ich, ist es nicht so schwer. Es kann immer besser sein, klar. Am Anfang kann es passieren, dass die Leute gucken. Heutzutage bemerke ich das nicht mehr so. Ich habe keine Zeit, darauf zu gucken, wie mich jemand anschaut. Aber dennoch merkt man es, wenn man als Farbiger irgendwo hinkommt. Wenn meine Frau irgendwo hinkommt, kann man nicht merken, dass sie anderswo herkommt, aber bei mir schon. Aber das ist nicht ne-

gativ, es ist ja normal. Würdet ihr nach Nigeria kommen, würden die Leute auch gucken.

Gibt es signifikante Unterschiede zwischen der deutschen und der rumänischen Gesellschaft?

Ja, es gibt natürlich Unterschiede. Die Rumänen sind offener, sie sind direkter. Die Leute sprechen Dich unbefangen als „Negru“ an, ohne es böse zu meinen. „Negru“ bedeutet auf Rumänisch „schwarz“. Trotzdem denkt man sich dann: Aufhören! Einige wollen dich dann auch kennen lernen. Man begrüßt sich herzlich, fasst sich an, das ist einfach anders. Hier sind die Leute, die zu dir kommen, neugierig, sie wollen Dich kennen lernen, halten aber doch Distanz. Es ist eine andere Gesellschaft. Aber man kann nicht so einfach sagen, die einen seien freundlicher und die anderen seien nicht so freundlich. Es liegt an der Kultur, an der Ausbildung in einem Land. Es gibt so viele Faktoren, von daher ist es schwer, zu vergleichen, wie man aufgenommen wird, in Großbritannien, in Rumänien oder hier. Es sind andere Kulturen. Das spielt eine Rolle. Das muss man nicht immer negativ nehmen, es ist einfach so. Wahrscheinlich ist es O.K., wenn man weiß, wo die Grenze ist, und daher sozusagen zivil.



Lasst uns mehr auf unsere
Gemeinsamkeiten fokussieren!

Paula Bisiriyu

Rumänien

Koordinatorin in der
Beratungsstelle für
die ehrenamtliche
Flüchtlingshilfe

Paula Bisiriyu

Wie kam es, dass Du nach Heide gekommen bist?

Es geschah zufällig. Ich habe in Rumänien meinen Mann kennen gelernt. Er kommt aus Nigeria. Nach zwei Monaten sagte er mir, dass ich, wenn wir zusammenleben wollen, nicht in Rumänien bleiben könne. Er wollte nach Deutschland, weil er dort seinen Beruf ausüben konnte. Ich habe mich mit dem Gedanken angefreundet. Ich habe ihn geheiratet, mit 22, das war vielleicht verrückt. So sind wir hierhergekommen, er hat einen Job im WKK in Heide erhalten.

Wir verließ Dein erstes Jahr? Wie hast Du dich gefühlt? Welche Herausforderungen gab es?

Ich würde da differenzieren. Wir wussten, dass wir nach Deutschland gehen. Wir hatten ein paar Monate Vorbereitungszeit. Ich habe angefangen, mit einem Deutschbuch die Sprache zu lernen. Mein Mann hatte bereits Deutsch studiert. Ich hatte kein Geld, um auch dort zu lernen. Ich habe selbstständig gelernt, aber es hat nicht gereicht, um einen Job zu bekommen. Dann habe ich festgestellt, dass es in Heide eine Fachhochschule gibt. Ich habe mich dort um einen Studienplatz beworben und später meinen Master gemacht. Da wir im Sommer nach Deutschland kamen, musste ich zwei Monate bis zum Studienbeginn warten. Die ers-

ten zwei Monate waren knallhart. Ich kannte niemanden. Mein Mann arbeitete von 7.00 Uhr bis etwa 17.00 Uhr im Krankenhaus. Er war anfangs überfordert, mit allem fertig zu werden. Es gab noch Sprachprobleme und er hatte ja noch keine Berufserfahrung. Weil er eigene Probleme hatte, konnte ich nicht über meine Einsamkeit sprechen. Es gab Streit. Er bot mir an, nach Rumänien zurückzukehren. Das hat mich erschreckt. Ich konnte doch nicht einfach abhauen. Da habe ich mich entschlossen, mir eine Beschäftigung zu suchen. Ich habe meine Liebe zur Malerei entdeckt. Für einen Euro habe ich meine ersten Malutensilien gekauft, das hat mich gerettet. Dann begannen das Studium und die Sprachkurse an der Fachhochschule. Ich habe andere Studenten kennengelernt. Seitdem war alles einfacher, sobald man Kontakte mit anderen Leuten hat.

Gab es besondere Erlebnisse, Momente oder Herausforderungen?

Ich erinnere mich nicht an einzelne besondere Momente. Es gab eine große Begeisterung, etwas Neues zu lernen. Ich wollte neue Erfahrungen sammeln. Wir sind gereist, haben die Gegend erkundet. Wir sind auch ins Ausland gereist, denn mein Mann hat Geld verdient. Es war ein anderes Leben als in Rumänien.

Dort hatte ich mit meiner Mama in einer kleinen Stadt gelebt. Es eröffnete sich mir eine völlig neue Welt. Und ich war offen für alles. Ich kann nicht sagen, dass es besondere Herausforderungen gab. Der Schlüssel war und ist die Sprache. Sobald man Deutsch spricht, wird man von den Menschen angenommen und akzeptiert. Man spürt seitens der Einheimischen keine Barrieren mehr. Die sind nicht mehr da, wenn man Deutsch spricht. Ich glaube, es ist ein großes Problem, wenn Migranten nicht so gut Deutsch sprechen, so dass sie kein Selbstbewusstsein entwickeln können.

Welche Erfahrungen hast Du mit der deutschen Bürokratie gemacht?

Anfangs hat das WKK geholfen. Als wir in Heide ankamen, hat der Leiter der Personalabteilung uns am Bahnhof in Empfang genommen. Man hat uns eine Wohnung zur Verfügung gestellt, uns beraten und uns zu Banken, der Ausländerbehörde und Versicherungen begleitet. Wenn wir Briefe bekamen, die wir anfangs noch nicht lesen konnten, waren wir überfordert. Die Briefe haben sich gestapelt, da wir nicht genau wussten, was in ihnen stand und ob es wichtig war.

Welche Dinge aus Deiner alten Heimat vermisst Du in Heide am meisten?

Natürlich die Familie. Ich möchte, dass meine Kinder Beziehungen zu ihrer Oma haben. Deshalb besuchen wir jedes Jahr die Oma für eine Woche. Wir haben hier auch Freunde, aber die Nähe zur Familie fehlt. Zu Hause weiß man, dass man nachts um drei anrufen kann, wenn es einen Notfall gibt. Das fehlt mir sehr, dass ich nicht nahe bei der Mama sein kann, wenn es ihr nicht gut geht oder sie krank ist. Was auch fehlt, ist die Spontanität. Hier muss man alles planen, alles ist viel geregelter. Das ist auch gut so, weil man mehr schafft. Aber auf die Dauer belastet es mich, dass ich nicht spontan tun kann, wozu ich gerade Lust habe.

Ja, das ist so eine deutsche Macke.

Am Anfang fand ich es toll. Man weiß, man schafft mehr, wenn man plant. Aber hier kann man sich nicht so spontan bewegen.

Wie sieht es bei Dir mit der Küche aus oder mit der Musik. Kochst Du eher rumänisch oder deutsch? Welche Musikhörst Du?

Ich habe ein paar rumänische Lieder auf Band, aber ich höre sie eher nicht. Musik löst Gefühle aus, ich

muss an meine Mama denken. Das möchte ich blockieren, also höre ich sie lieber nicht. Ich kuche gerne. Ich habe einen Thermomix, mit dem kuche ich international, aber auch Gerichte, die ich von Mama gelernt habe. Ich möchte auch, dass meine Kinder sie kennen lernen.

Wachsen Deine Kinder bilingual auf? Sprechen sie auch Yoruba, die Sprache Deines Mannes?

Mein Mann spricht mit den Kindern Englisch. Yoruba als vierte Sprache, das würde nicht funktionieren. Die Kinder sind drei und sechs Jahre alt. Drei Sprachen reichen. Mit seiner Familie spricht mein Mann Yoruba.

Wenn Du nach Rumänien reist, stellst Du dort fest, dass Du schon typische deutsche Macken angenommen hast? Gibt es Anpassungen an deutsche Verhaltensweisen?

Meine Familie sagt, dass ich es, wenn es um Termine, Pünktlichkeit und Genauigkeit geht, wie die Deutschen mache. Bei uns geht man zum Beispiel spontan zum Arzt. Wenn ich Mama frage, warum sie keinen Termin ausgemacht hat, sagt sie: „Du verhältst dich wie eine Deutsche.“ Ja, man übernimmt unbewusst manche Verhaltensweisen.

Was willst Du noch in Deinem Leben erreichen? Wollt ihr hier in Heide bleiben oder noch innerhalb Deutschlands umziehen oder ausreisen?

Es gibt keinen Plan, wegzugehen. Wir haben ein Haus gekauft, die Kinder fühlen sich wohl; wir sind mit unseren Berufen zufrieden. Es gibt keinen Grund wegzuziehen. Wir bleiben hier. Wir haben einen großen Freundeskreis, dafür sind wir dankbar. Ich glaube nicht, dass wir wegziehen werden, vielleicht wenn wir in Rente gehen.

Was findest Du in Dithmarschen besonders schön?

Nicht den Winter!

Wenn man aus dem Süden kommt, empfindet man den Herbst und Winter als besonders lang. Es gibt auch keinen richtigen Schnee, sondern alles ist grau und dunkel.

Für Familien mit Kindern ist es optimal, hier zu leben, weil man vor Ort alles hat. Man muss nicht viel herumfahren, sondern alles ist in der Nähe. Was man braucht, ist vorhanden.

Ich wünsche mir ein größeres Kulturleben. Ich mag Theater und Ausstellungen. Ich wünsche mir, dass hier mehr davon stattfände.

Was schätzt Du noch besonders?

Zum Beispiel die Landschaft. Sie bildet das Motiv für meine Bilder. Ich habe zwei Hauptthemen: abstrakte Landschaften und Figuren (etwa Menschen mit Kindern). Ich mache Werbung im Internet, habe dort Follower. Ich wähle englische Titel für meine Bilder, weil ich, als ich zu malen anfing, noch nicht so gut Deutsch sprach. Auch meine Follower sprechen Englisch. Ich bezeichne meine Landschaftsbilder als ‚Mindscapes‘; es geht um Gefühle.

Wie siehst Du Deine weiteren beruflichen Perspektiven?

Ich wollte gerne einen Job haben, mit dem ich nicht nur Geld verdiene, sondern für den ich auch eine Leidenschaft hege. Das habe ich gefunden bei meiner

Arbeit beim Kreis Dithmarschen. Ich arbeite in der Flüchtlingshilfe, helfe Menschen mit Zuwanderungsgeschichte. Das erfüllt mich, macht mich glücklich. Ich baue Netzwerke auf, arbeite mit Menschen.

Ihr habt gefragt, was ich mir noch wünschen würde. Ich habe bemerkt, dass es bei manchen Einheimischen noch eine Abneigung gegen Migranten gibt, nicht bei allen, aber bei einigen. Ein Beispiel: Als ich meine Kinder zur Schule anmelden wollte, wurde mir geraten, sie nicht zur St.-Georg-Schule zu geben, weil es dort so viele Migranten gebe. Ich habe sie doch dort angemeldet, weil wir in der Nähe wohnen und ich selbst Migrantin bin. So etwas finde ich nicht gut, vor allem, wenn es um Kinder geht. Hiergegen sollte man etwas tun.



Anerkennung und Wertschätzung kommen nicht von alleine. Dafür musst du etwas tun und bewegen.

Richard Ferret

Polen

Leiter der Musikschule

Richard Ferret

Gerne würden wir mehr darüber erfahren, unter welchen Umständen Sie nach Deutschland gekommen sind. Gab es damals eine Affinität zu Deutschland oder waren es andere Gründe, die Sie nach Deutschland geführt haben?

Anfang der achtziger Jahre war ich gewerkschaftlich in der Solidarnosc engagiert. Es herrschte Kriegszustand. Dadurch waren meine beruflichen Möglichkeiten erheblich eingeschränkt. Deshalb erhoffte ich mir in Deutschland bessere Perspektiven.

Wie waren Ihre ersten Kontakte hierzulande? Wie haben Sie die Menschen und das Zusammenleben empfunden? Haben Sie sich gut aufgenommen oder eher abgelehnt gefühlt?

Als ich nach Deutschland kam, lebte ich zunächst gut zwei Jahre in Koblenz. Zu Beginn gab es Sprachschwierigkeiten. Zwar hatte ich ein bis zwei Jahre Deutsch in der Schule gelernt, aber das reichte nicht. Weil ich Musik machte, brauchte ich anfangs nicht viel zu sprechen. Dennoch habe ich weiter autodidaktisch Deutsch gelernt. Ich habe mir ein Wörterbuch gekauft und zunächst mit Märchenbüchern angefangen, die ich mit Hilfe des Wörterbuchs gelesen habe. Danach habe ich auch umfangreiche Romane gelesen, z.B. Konsalik. Auf diese Weise habe ich meine Sprachkenntnisse verbessert, konnte auch leichter mit allen möglichen Menschen kommunizieren. Ich

bewegte mich überwiegend in gebildeten und zivilisierten Kreisen und wurde überall herzlich aufgenommen. Niemals habe ich Antipathie oder Feindseligkeiten erlebt. Im Gegenteil, für meine Musik fand ich viel Anerkennung. Die vielseitigen interessanten Kontakte haben meine Sprachkenntnisse weiter verbessert. In Deutschland habe ich sofort Arbeit gefunden und niemals staatliche Hilfe in Anspruch genommen.

Nach der Zeit in Koblenz arbeitete ich vier Jahre in Bielefeld als Musiker und Dirigent. Von dort aus habe ich nach besseren Berufsperspektiven gesucht, und so landete ich vor 34 Jahren in Meldorf.

Welche Gefühle haben Ihr erstes Jahr in Deutschland geprägt, z.B. Neugierde, Begeisterung oder auch Einsamkeit, Angst oder Hoffnung?

Eine anfängliche Ungewissheit gab es natürlich: Was kommt auf mich zu? Was mache ich hier? Wie lange werde ich hierbleiben? Was soll werden? Das sind Fragen, die mich sehr intensiv begleitet haben.

Haben Sie sich ohnmächtig oder handlungsunfähig gefühlt, weil der Kontakt zur Heimat fehlte?

Nein. Ich habe viel gearbeitet und hatte meine gesicherte Existenz. Ich konnte mich selbst auffangen. Der Kontakt zu meiner Familie war immer möglich.

Gab es irgendwelche Menschen, die Ihnen besonders in Erinnerung geblieben sind? Menschen, die Sie unterstützt und ermutigt haben?

Ich hatte in meiner Umgebung einige Menschen, die mich besonders unterstützt haben, die mir nahestanden. Ich habe eine Familie kennen gelernt, mit der ich lange befreundet war. Wir haben uns gegenseitig besucht. Sie leben leider nicht mehr. Ich habe noch Kontakt zu ihrem Sohn. Die Frau der Familie stammte aus Pommern. Sie ist am Ende des Krieges als Flüchtlingskind nach Deutschland gekommen. Da gab es dann Gefühle und Gedanken, bei denen wir einen gemeinsamen Nenner hatten.

In welchem Sinne war diese Familie eine Unterstützung für Sie? Konnte Sie z.B. weitere Kontakte vermitteln, materielle Hilfestellung leisten oder waren es Leute, die Ihnen zuhörten, Ihnen Mitgefühl äußerten?

Das war sehr vielseitig. Wenn ich etwas brauchte, konnte ich auf ihre Hilfe zählen.

Wie haben Sie als Musiker damals die kulturelle Szene in Dithmarschen empfunden?

Dithmarschen war und ist natürlich nicht mit einer Großstadt zu vergleichen. Mein Studium habe ich in Warschau gemacht. Ich habe dort als Musiker und Dirigent gearbeitet und auch als Lehrer. Ich hatte also bereits Berufserfahrungen in einer Großstadt. Ich habe immer versucht, das kulturelle Leben zu bereichern. Und das habe ich auch als meine Aufgabe in Dithmarschen gesehen. Dafür arbeite ich auch heute noch als Lehrer, Leiter und Manager.

Mögen Sie uns etwas mehr davon berichten?

Bei der Dithmarscher Musikschule war ich der erste hauptamtliche Leiter. Die Schule war etwa ein Viertel dessen, was sie heute ist - in jeder Hinsicht: von der Schülerzahl, der Lehrerzahl und der finanziellen Ausstattung. Das hat sich enorm geändert. Es war mir die größte Freude, die Entwicklung der Musikschule zu gestalten und voranzubringen. Möglichkeiten gab es dabei viele, aber es gab auch Probleme.

Wäre das in Polen anders gewesen? Wie hätten dort die Menschen auf Ihre Pläne und Ideen reagiert?

In Polen sind die Musikschulen vom Staat zentral geleitete Einrichtungen. In Deutschland sind es kommunale Einrichtungen. Insofern gibt es hier große Gestaltungsspielräume. Ich kann mit den Kommunal-

politikern in Dithmarschen sprechen und ihnen meine Ideen vortragen. Dabei habe ich das Glück, dass ich fast immer auf viel positive Resonanz und Zustimmung treffe.

Sie haben sehr viel Positives gesagt. Gab es auch irgendetwas, das Sie in Deutschland genervt hat?

Da fällt mir spontan nichts ein. Man kann natürlich über Kleinigkeiten sprechen. Könnten Sie mir sagen, was das z.B. sein könnte?

Der Umgang mit Behörden z.B., Leute, die wenig Verständnis aufbringen, Gewohnheiten, die ungewöhnlich erscheinen, etwa die weltbekannte Bürokratie?

Nein. Natürlich gibt es überall positive und negative Aspekte. Solche Gespräche führe ich oft in Polen. Nach dem Fall der Grenze, dem EU-Beitritt und dem Schengener Abkommen bin ich häufig zu Hause in Warschau. Dort spreche ich mit vielen Menschen, Freunden, Verwandten und Berufskollegen. Da kommen oft die Vergleiche zur Sprache, bei denen ich ein sehr positives Bild von Deutschland zeichne. Da höre ich dann manchmal den Vorwurf: „Ach, du bist also schon ein Deutscher geworden.“

Wenn Sie etwas lesen möchten, greifen Sie eher zu deutscher oder polnischer Literatur oder hält sich das die Waage?

Leider komme ich viel zu selten zum Lesen, weil ich für die Musikschule sehr viel unterwegs bin. Wenn ich Gelegenheit zum Lesen finde, bevorzuge ich Bücher über Politik, Umwelt und Gesundheit. Und das in beiden Sprachen.

Was kochen Sie zu Hause?

Ich schaffe es sogar, Wasser anbrennen zu lassen.

Sind Ihre Lieblingsgerichte immer noch die, die Sie zu Hause gegessen haben?

Nein. Die Küche beider Länder ist ja ähnlich. Vieles ist europäisch. Und auch in Deutschland gibt es verschiedene Küchen. Labskaus und Mehlbüddel kennt man z.B. in Süddeutschland nicht. So gibt es eben auch in Polen regionale Unterschiede.

Haben Sie noch irgendwelche Erwartungen oder Wünsche?

Ich habe keine speziellen Wünsche. Aber ich will dafür sorgen, dass das „Schiff Musikschule“ fährt und fährt und fährt – auch noch nach mir.



Man kann viel erreichen,
wenn man fleißig ist.

Nataliya Nowitzki

Russland

Gymnasiallehrerin

Nataliya Nowitzki

Was würdest du sagen, was war im ersten halben Jahr für dich so hart?

Ich konnte nicht verstehen, was die Leute sagen, ich konnte auch nichts beantworten, ich konnte kein Gespräch führen. Das ist natürlich keine Kommunikation, du bist dabei, du bist ein Mensch, aber du kannst nicht kommunizieren. Und außerdem war ich schon in Russland eine erfolgreiche Lehrerin, Mathelehrerin. Und als ich an der Bielefelder Uni angefangen habe, Deutsch zu lernen, hat mich eine Dozentin gefragt: „Willst du hier eine Lehrerin werden?“ Und da habe ich gesagt: „Ich bin eine Lehrerin!“ Und plötzlich warst du nichts. Das war eine schwierige Zeit.

Wurde nichts anerkannt?

Absolut nichts.

Du hast alles neu studieren müssen?

Mein Mathematikdiplom wurde anerkannt, aber dann musste ich auch meine Deutschkenntnisse beweisen. Deswegen bin ich dann zur Ruhr-Universität nach Bochum gefahren, um da die Prüfung abzulegen. Ich hatte dann ein Jahr, um mich vorzubereiten auf diese Prüfung, da habe ich natürlich auch ein bisschen

gelesen, ich war schon sehr selbstbewusst. Habe mir gedacht: Ok, diesen Text kann ich doch irgendwie zusammenfassen. Und dann habe ich so einen Aufsatz geschrieben und habe vier Fehler pro hundert Wörter gemacht. Durchgefallen! Obwohl ich dachte, Schreiben kann ich, Sprechen kann ich nicht. Und das Kolloquium, das habe ich bestanden, komischerweise. Nach einem Jahr durfte ich diese Prüfung wiederholen, aber nur die schriftliche Prüfung, die habe ich dann gemacht. Und dann war es wieder eine ganz andere Zusammensetzung. Da habe ich begriffen, ich darf nur zwei Fehler pro hundert Wörter machen. Und da habe ich zu Hause eine Zusammenfassung geschrieben und wie ein Gedicht auswendig gelernt. Ich habe fehlerfrei geschrieben. Aber die haben die Prüfung auch schwerer gemacht, die haben noch einen Zähltest gemacht. Zum Beispiel zehn Artikel bekommst du aus der Zeitung, und in jedem zweiten oder dritten Wort fehlten dann fünfzig Prozent des Wortes. Das war auch wiederum was Neues für mich. Ich hatte dann eine Privatlehrerin aus der Bielefelder Uni, und sie hat mir dann auch beigebracht, wie ich das machen kann. Übung macht den Meister, weiß du, sage ich doch immer. Und das war nicht leicht.

Ich habe gedacht, wenn die die Anforderungen jetzt schon geändert haben, dann bestehe ich nie im Leben! Dann höre ich jetzt aber auf. Dann mache ich etwas anderes. Aber ich habe bestanden.

Und wie lief das auf den deutschen Ämtern?

Also Mathelehrer fehlen immer und bei mir im Diplom wurde direkt Mathe und Physik anerkannt, obwohl ich Physik gar nicht studiert habe. Also ich darf Physik hier unterrichten. Aber in Russland nicht! Ich unterrichte keine Physik. Ich unterrichte Mathe und Russisch. Aber ich musste zwei Fächer haben, deswegen habe ich dann Russisch studiert. Und ich habe gewusst, ich bin schon irgendwie zu alt, um noch fünf Jahre zu studieren. Drei Jahre Bachelor, zwei Jahre Master. Deswegen habe ich zwei Jahre Bachelor gemacht und ein Jahr Master. Das konnte ich, ich bin ja Muttersprachlerin.

Gab es irgendwie so Ämter, NGOs, die dir die Migration erleichtert haben?

Nein. So etwas kenne ich überhaupt nicht. Ich habe einen deutschen Mann geheiratet und er musste Verantwortung für mich tragen. Ich konnte nicht so wie in Russland zum Amt gehen und einen Deutschkurs bekommen oder so etwas. Ich musste alles selbstständig machen. Als ich in Kiel studiert habe, habe ich noch gearbeitet. An einer Grundschule, da fehlte die Lehrerin, da habe ich gearbeitet. Ich wusste, Russisch ist doch nicht so anspruchsvoll. Ich wusste, was ich machen konnte, in diesem Alter.

Wie hat sich das auf eure Beziehung ausgewirkt?

Hast du dich da irgendwie abhängig gefühlt von deinem Mann?

Nein. Das war die große Liebe, da habe ich mich gar nicht abhängig gefühlt. Also in Bielefeld, da habe ich auch gearbeitet, im Autohaus. Autohaus Nowitzki. „Was kann ich für sie tun, wollen sie mit dem Chef sprechen?“ Da habe ich dann geholfen. Teile geholt, mit dem Auto. Ich kann ja gut Auto fahren!

Du hast vorhin schon erzählt, dass im akademischen Bereich die Leute eigentlich offen waren. Und du ansonsten im Alltag eher negative Erfahrungen gemacht hast? Fehlte den Menschen das Verständnis für deine Situation?

Genau! Mit Akzent spreche ich. Also mit Akademikern hatte ich gar kein Problem. Nur wegen dieser ersten Prüfung, da habe ich gesagt, das kann doch nicht sein, dass ich nicht bestanden habe. Jedes Blatt habe ich fotografiert und die haben gesagt, vier Fehler pro hundert Wörter. Und da habe ich gesagt: „Zeigen Sie mir, wer das von Ihnen kann?“

Und ein Jahr habe ich dann gewartet! Klar, ich habe mich verbessert. Aber da war ich schon baff. Und meine Deutschlehrerin auch. „Du hast das nicht bestanden?“ Und ich hatte das abfotografiert und ihr dann gezeigt. „Ich kann kein Deutsch“, habe ich gesagt.

Wie waren die genauen Umstände, die deine Migration von Russland nach Deutschland begleitet haben, nach Bielefeld, richtig?

Also das erste Jahr in Bielefeld, was ich da gemacht habe? Ja, im Autohaus habe ich assistiert. Teile geholt, mit dem Auto. Den Führerschein gemacht. Zuerst war mein Führerschein auch gültig, sechs Monate. Da konnte ich mit dem russischen Führerschein fahren. Und dann habe ich die Prüfung gemacht, ein halbes Jahr später. Da bin ich mit russischem Führerschein zur Prüfung gefahren und dann mit dem russischen Führerschein zum Amt gefahren, um den dann gegen einen deutschen Führerschein einzutauschen. Da meinten die Prüfer, ich dürfe doch noch gar nicht fahren, aber da habe ich gefragt: Wieso denn? Ich bin doch auch mit dem Auto hier hingekommen. Und dann habe ich gearbeitet. Bei der Volkshochschule habe ich dann mündliche Kurse besucht und danach habe ich auch an der Uni Deutsch gelernt.

Und dann bist du erst nach Kiel und dann nach Heide?

Ja! Mein Mann musste erst Insolvenz anmelden, ist Pleite gegangen und dann sind wir nach Kiel umgezogen und haben die Wohnung gemietet und ich habe dann studiert und gearbeitet, er im Autohaus, aber das gehörte ihm nicht, das war für ihn auch wiederum eine Umstellung. Und dann habe ich studiert. Und danach, als ich mit dem Studium fertig war, habe ich ein Referendariat gemacht. Da musste ich dann ein bisschen warten, und dann habe ich in Satrup ein Referendariat gemacht, zwei Jahre. Nach dem Referendariat, als ich alles bestanden hatte, habe ich dann als Vertretungslehrerin gearbeitet. In Kiel, am Gymna-

sium in Wellingdorf, bis ich dann diese Stelle in Heide bekommen habe. In Neumünster, das war ein sehr gutes Gymnasium, hatte ich auch einen Mathematikschwerpunkt.

Geht das, kann die Liebe so stark sein? Spielte das Ziel eine Rolle, also wärst du auch nach Italien gegangen?

Ich wäre auch nach Italien gegangen, warum nicht? Ist noch schöner da, ist warm. Dann könnte ich jetzt Italienisch sprechen.

Du hast mal erzählt, du kommst aus St. Petersburg?

Aus Perm.

Das ist ja ein gigantischer Schritt... Hast du es jemals bereut? Weil bei mir war es auch so, die Ehe ist irgendwann kaputt gegangen...

Nein, das habe ich nicht gedacht. Er war so verliebt, ich war so verliebt. Und außerdem, wenn die Ehe dann irgendwann kaputt gegangen wäre, wäre ich dann zurückgegangen, das ist ja gar kein Problem. Ich war ja schon jemand, ich war ja schon irgendwie eine Persönlichkeit, die schon Erfahrung hatte.

Ist das für dich jemals eine Option, zurückzugehen nach Russland, meine ich? Oder bist du jetzt hier in Deutschland soweit verankert, dass du sagst, ne, jetzt bin ich hier.

Zurückzugehen nach Russland? Ja, ich bin schon seit 19 Jahren hier. Mir gefällt es hier, warum denn nicht? Warum sollte ich zurückgehen?

Welche Musik hörst du?

Welche Musik? Also ich war jetzt bei einem Konzert, am Gymnasium bei der Symphonic Band, die machen sehr viel Spaß. Eigentlich bin ich auch in Russland zur Musikschule gegangen, fünf Jahre habe ich Klavier gespielt. Deswegen habe ich ein bisschen Ahnung und schätze das dann auch sehr, was die leisten. Das erinnert mich wiederum an Russland, so war das bei mir auch in der Schule und Musikschule. Sonst höre ich... welche Musik höre ich? Klassische Musik, höre ich, Helene Fischers Musik höre ich... sie hat auch einen Migrationshintergrund. Aber sie ist mit fünf nach

Deutschland immigriert. Deswegen kann sie Deutsch besser als Russisch, sie singt auch auf Russisch, aber mit Akzent, das höre ich. Aus Sibirien kommt sie, woher genau, weiß ich nicht. Sie ist Russland-Deutsche. Die Eltern sind Deutsch, aber die haben in Russland gelebt.

Hörst du auch manchmal russische Musik, also so aktuelle?

Ja, das höre ich auch manchmal. Aber ich habe nicht so viel Zeit, um Musik zu hören.

Wenn du Nachrichten guckst oder Radiohörst, ist das dann Deutsch oder Russisch?

Beides, beides. Ich kann dann vergleichen.

Was vermisst du am meisten an den Dingen in Russland? Was fehlt dir am meisten?

Also hier in Heide habe ich zum Beispiel keine Möglichkeit, ins Theater zu gehen. Hier war einmal ein Ballett aus Russland. In Heide im Stadttheater. Ich dachte, ich wäre zu spät, wie immer keine Zeit, habe die Karte aber gekauft über das Internet. Und ich dachte, ich kriege gar keine Karte, ich dachte: Das ist Ballett aus Russland, weltberühmt! Schwanensee und so. Und dann habe ich doch eine Karte bekommen, siebte Reihe oder so, ganz nah. Ich habe noch gedacht, so eine kleine Bühne, wie können die denn da tanzen? Das schaffen sie doch nicht, mit Springen und Pirouetten drehen auf der Stelle! Arme Menschen. Aber die haben das ganz toll gemacht. Es war aber nur die Hälfte vom Gebäude voll, da war ich etwas enttäuscht. Und eine Dame hatte gefragt: Ist das gute Qualität oder schlechte Qualität, das habe ich nicht verstanden! Ja, das fehlt mir. Perm ist so groß wie Hamburg, Millionenstadt. Wir haben sehr gute Operntheater, Ballett auch sehr gut und andere Theater. Hier gibt es das nur in Kiel, in Heide gar nicht. So was Kulturelles fehlt mir. Museen, zum Beispiel. Carmen habe ich jetzt angeguckt in Hamburg, das haben die ganz toll gemacht.

Wenn du liest, ist das Deutsch, was du liest, oder Russisch?

Fifty-fifty. Auf Russisch geht das ganz schnell, da muss ich nur gucken. Auf Deutsch, da muss ich richtig lesen. Deutsch ist für mich eine Fremdsprache. War,

ist und bleibt eine Fremdsprache, ich bin noch nicht so weit, dass ich jetzt sagen würde, dass ich mich fühle wie eine Muttersprachlerin. Mein Wortschatz auf Deutsch ist nicht so riesig wie auf Russisch. Obwohl, das Russisch geht auch ein bisschen verloren, habe ich gemerkt. Deswegen telefoniere ich ganz oft mit meinen Freundinnen in Moskau und St. Petersburg, damit ich dann meine russische Sprache wieder aktiviere.

Du sprachst von Essen, kochst du noch Russisch?

Also eigentlich habe ich keine Zeit zum Kochen, ich arbeite immer. Aber, falls ich kuche, dann international. Also z.B. italienische Pizza. Ich kann auch Gans machen. Ich habe eine Freundin. Die kommt auch aus Perm, sie wohnt in Glückstadt, sie war auch mit einem Deutschen verheiratet. Und dann sind wir zu viert, mein Ex-Mann, ihr Ex-Mann und wir beide haben dann Gans gekocht und Rotkohl mit Knödeln, wie es sein soll, auch mit Soße. Aber ich kann auch russisch kochen, also Borschtsch zum Beispiel. Obwohl, Borschtsch ist kein russisches Gericht, sondern ein ukrainisches.

Wo du es gerade ansprichst, hast du hier auch Freunde gefunden, die aus Russland kommen? So eine Art russische Community?

Also ich bin da nicht so aktiv, weil ich sehr viel studiert habe, also nicht so die Zeit habe. Aber meine Freundin ist hier, sie ist auch aus Perm, sie war auch Trauzeugin bei meiner Hochzeit und dann hat sie auch einen deutschen Mann geheiratet. Und dann habe ich noch eine Kollegin, die unterrichtet und wohnt in Hamburg, sie hat aber einen jüdischen Migrationshintergrund. Sie wurde gefördert. Ich hingegen nicht. Ich habe alles selbst irgendwie gemacht und sie hat eben Unterstützung bekommen. Und Helene habe ich hier kennengelernt, sie kommt auch aus Russland. Und dann einige, mit denen ich zusammen studiert habe in Bielefeld. Zum Beispiel dieses Mädchen, nein, für mich Mädchen, zehn Jahre jünger, mit ihr habe ich auch studiert. Und dann... wen habe ich denn noch... Olga, sie kommt aus Moskau und ihr Ehemann kommt auch aus Moskau und ich war die Lehrerin ihrer Tochter am Gymnasium in Kiel. Die Tochter war in der neunten Klasse und da haben wir uns kennen

gelernt, als wir bei diesem Elternabend waren. Und ihr Mann, der arbeitet als Wissenschaftler. Erst ist ein Doktor der Geologie oder Biologie. Wir sind auch befreundet. Sie ist aber so alt wie ich. Ihre Tochter, die studiert auch, an der Kieler Uni. Russisch, studiert sie, Englisch, und Sport.

Und wenn ihr euch trefft, dann sprecht ihr natürlich nur Russisch.

Ja, nur Russisch. Obwohl, nicht! Sie ist ja nun auch sehr lange hier, und wenn wir mal eine russische Vokabel nicht finden, dann sagen wir sie auch auf Deutsch. Aber im Grunde genommen Russisch.

Lebst du gerne hier in Dithmarschen? Also findest du es ausländerfreundlich?

Also die Menschen sind sehr nett hier, finde ich. Also ich hatte hier kein Problem mit Deutschen in Heide. In Kiel sind die auch alle sehr nett, weil die auch viele Touristen haben, mit der Fähre aus Norwegen. In Bielefeld sind die Menschen sogar eher nicht so freundlich.

Merkwürdig, oder?

Ja. In Kiel, ist mir aufgefallen, waren die Menschen freundlicher. In Heide auch, da habe ich gar kein Problem. Aber ich spreche ja auch immer besser, besser, besser. Es liegt immer an der Sprache, wenn du die Sprache kannst, kannst du kommunizieren, dann läuft's.

Gibt es etwas, das dir in Dithmarschen besonders gut gefällt?

Als meine Mutter früher zu mir nach Heide gekommen ist, fand sie Heide toll. Sie ist jetzt 72 Jahre alt, und als sie zu mir kam, war sie 68, 69. Sie kann kein Deutsch, sie kann sagen: „Ich komme aus Russland, ich kann kein Deutsch, ich bin Lydia.“ Und dann habe ich gesagt: „Du musst gelbe Säcke holen, aus diesem Kreishaus, gelbe Säcke.“ Ich habe aufgeschrieben: „Ich möchte gerne gelbe Säcke haben.“ Das hat sie alles vorgelesen, da hat sie Frau angefangen mit ihr zu sprechen, da hat sie gesagt: „Ich verstehe kein Deutsch.“ Dann hat sie in den Raum die Zahlen geschrieben, arabische Zahlen versteht meine Mutter, und hat dann gelbe Säcke genommen. Und hier fin-

det sie es sehr toll, falls sie irgendwie einkaufen geht, hier ist es nicht so voll und die Verkäuferinnen sind sehr, sehr höflich zu ihr. Zeigen ihr alles. Keiner sagt: „Geh weg, wir wollen mit dir nicht sprechen“, oder so. Also ich lebe gerne hier in Heide, ich arbeite gerne in Heide, aber um zum Beispiel ins Theater zu gehen, muss ich nach Hamburg fahren oder nach Prag oder nach Paris. Mit dieser Reisegesellschaft kann ich dann Bus fahren. Mir gefällt zum Beispiel Büsum im Vergleich zu Heide besser. Da ist es angenehmer, zu leben, glaube ich. Der gefällt mir besser, der Ort. Als Heide. Am Meer. St. Peter-Ording ist auch schön. Aber da muss man sehr weit gehen, zum Strand.

Und welche Wünsche sind offen? Damit du dich hier noch wohler fühlst? So in deinem Leben, im Kontext Dithmarschen?

Was fehlt mir noch? Also was mir nicht gefällt, ich bin fünfzig Jahre alt und lebe zur Miete. Das Gefühl, dass ich immer fragen muss, meine Vermieterin, darf ich das machen, darf ich das machen... Und hier ist es eigentlich so, dass hier alle zur Miete wohnen, da ist hier so die Politik. Ich habe schon, als ich in Kiel gearbeitet habe, einen Lehrer gefragt, der WiPo unterrichtet. Und der sagte: „Das ist hier so gewollt, das ist unsere Politik“. Wenn ich die Miete zahlen kann, ist das gar kein Problem für mich. Aber wenn die die Miete nicht zahlen kann, wenn die die Wohnung nicht finde, was soll ich dann machen? Also ich finde, jeder muss eine Eigentumswohnung haben oder die Möglichkeit, das Haus zu bauen oder zu erwerben, und dann mit fünfzig schon abbezahlt haben. Gut, ich bin eine Ausnahme, mein Mann ist Pleite gegangen, er hatte schon etwas, aber das macht mir Gedanken. Was ist, wenn mich meine Vermieterin anruft und sagt: „Frau Nowitzki, suchen Sie etwas anderes.“ Und dann muss Frau Nowitzki wieder etwas anderes suchen.

Hast du für das Exponat eine Take-Home-Message, was du den Menschen mitteilen möchtest?

Also es ist möglich, etwas zu erreichen in Deutschland. Dafür muss man fleißig sein, das muss man wollen. Man kann schon viel erreichen, wenn man fleißig ist.

Du hattest ja auch gesagt, dass du Biss gehabt hast. Also dass du auch entschlossen warst, hier etwas zu erreichen. Hier deinen Lebensweg zu beschreiten.

Ja, also das Land bietet schon viel an.

Um noch einmal auf die Anfangszeit zurückzukommen, was war da dein schönstes und was war dein schlimmstes Erlebnis?

Vom Anfang? Das Schlimmste war, dass ich schon Lehrerin war, aber nicht als Lehrerin arbeiten durfte.

Und dein schönstes Erlebnis?

Reisen. Ich bin sofort nach Amsterdam, mit dem Auto, das war mein Traum. Mit dem Auto kann man von Bielefeld super nach Amsterdam fahren. Das war mein Traum. Und dann sind wir nach Berlin gefahren, nach München, das war schön. Europa ist wunderschön, die Menschen sind auch nett. Die waren alle nett zu mir. Obwohl, schlecht Gebildete haben mich ausgelacht. Die haben uns zu einer Hochzeit eingeladen. Da wusste ich nicht, wie man Blumenstrauß sagt. Da habe ich gesagt: Blumen. Da hieß es: „Oh, sie kann nicht Blumenstrauß sagen!“ Die Frau hat mich ausgelacht. Das gibt es aber auch überall.

Da merkt man es wieder: Bildung. Aber ich denke, das gibt es in jeder Gesellschaft.

Ja, in jeder Gesellschaft. Es ist genauso in Russland zum Beispiel.



Behandle die Menschen, wie du es von ihnen erwartest, dass sie dich behandeln.

Maan Charaf El Dine

Libanon

Besitzer des Restaurants
am Wasserturm

Maan Charaf el Dine

Aus welchen Gründen hast Du den Libanon verlassen?

Wir sind im Krieg aufgewachsen. Für uns war das normal: der Bürgerkrieg. Du weißt nicht, wie die Leute in anderen Ländern ihr Leben gestalten. 1988 habe ich mein Abitur gemacht. Mein Ziel war die Militärschule, ich wollte Offizier werden oder, wenn das nicht klappt, Kinderarzt. Wie man halt in jungen Jahren ein Ziel hat. Ich gehörte damals zu einer Clique, die sich in alle Welt zerstreut hat. Zwei gingen nach Schweden, einer nach Wien, drei nach Sydney, einer in die USA und zwei nach Kanada.

Wir haben noch heute Kontakt über soziale Medien und treffen uns mindestens einmal jährlich. Wir sind im Krieg aufgewachsen, das schweißt zusammen. Ich habe nie daran gedacht, den Libanon zu verlassen. Aber eines Tages fragte mich die Mutter eines Freunden, was ich noch im Libanon wolle, da alle anderen weg seien. Sie sagte: „Du bist der Einzige, der noch hier ist. Hast du hier noch eine Zukunft?“ Das gab den Ausschlag. Eigentlich wollte ich es meiner Familie nicht antun. Ich hatte alles, was ich wollte. Nun machte ich mir Gedanken darüber, mein Leben im Ausland neu zu gestalten. Freunde in Schweden und Berlin sagten mir, dass ich dort neu anfangen könne.

1989 wurde der Libanon geteilt. Die Militärschule lag im christlichen Teil, ich bin Moslem. Damit war der Besuch der Schule nicht mehr möglich: Das war ausschlaggebend. Daraufhin habe ich einen Pass beantragt, was problematisch war, weil ich in dem Teil des Libanons lebte, der international nicht anerkannt wurde. Als ich meiner Familie sagte, dass ich ausreisen wolle, war das ein Drama. Vor allem meine Mutter hat sehr gelitten.

Es war damals sehr hart, denn du wusstest nie, wie es weitergeht. Wir waren illegal unterwegs. 1990, die Mauer war gerade gefallen, sind wir in Warschau gelandet und Tag und Nacht zu Fuß über die Grenze nach Deutschland gelaufen. Schließlich landete ich in Ost-Berlin. Damals konnte man noch nicht einmal ohne weiteres mit jemandem im Westteil telefonieren. Ein Taxi-Fahrer hat mir bei der Kontaktaufnahme mit meinem Freund in West-Berlin geholfen, der mich dann abgeholt hat. Am 4.3.1990 sind wir in Warschau gelandet und am 10.10.1990 in Deutschland angekommen. So lange waren wir unterwegs.

War Deutschland dein eigentliches Ziel?

Nein, eigentlich wollte ich nach Schweden, weil dort gute Freunde lebten, die mich unterstützen konnten, bei Anträgen und Behördengängen. Man hatte ja von

nichts Ahnung. In Polen halfen mir keine Sprachkenntnisse. Man sprach weder Englisch noch Französisch. Es drohte die Abschiebung. Ich versuchte über Kopenhagen nach Malmö zu kommen. Ich wurde festgenommen, saß zwei Wochen im Gefängnis und wurde von Kopenhagen zurück nach Flensburg geschickt. Ein Bekannter in Pinneberg empfahl mir, in Schleswig-Holstein und nicht in Berlin einen Asylantrag zu stellen, weil die Aussichten besser seien. Man fühlte sich wie ein hilfloses Kind, weil man nicht Deutsch reden konnte. Ich stellte also den Antrag in Pinneberg und wurde zunächst zwei bis drei Wochen in einem Auffanglager bei Itzehoe untergebracht. In Pinneberg fühlte ich mich wohl, weil mein Schulkamerad dort lebte und wir gemeinsam etwas unternehmen konnten. Mein Vorteil war, dass ich aus dem Arabischen ins Englische übersetzen konnte.

Mit einer jungen Frau aus Meldorf war ich als Dolmetscher unterwegs. Auf ihren Rat habe ich Heide als Wohnort ausgewählt. Eigentlich hätte ich es mir nie vorstellen können, in Heide zu bleiben. Anfangs war es eine schlimme Zeit. Ich hatte mit einem Beamten zu tun, der nur Deutsch sprechen wollte. In Büsum habe ich dann einen Libanesen kennen gelernt, der mich als Aushilfe in einem Restaurant eingestellt hat. Mein Landsmann hat mich unterstützt. Ich wollte in Kiel studieren, wurde aber wegen der fehlenden Aufenthaltsgenehmigung abgelehnt.

1994 endete der Krieg im Libanon, damit war mein Anrecht auf Asyl aufgehoben. Aber ich wollte nicht zurück, ohne Studium und Zukunftsperspektive. Nach drei Jahren ohne einen Erfolg zurück, das empfand ich als peinlich. Ich war ausgereist und nun wollte ich bleiben.

Mein Arbeitgeber, Herr Stange, hat mir sehr geholfen. Z.B. bei Behördengängen oder beim Ausfüllen von Anträgen. Ich dachte, jetzt gibt es jemanden, der dich unterstützt, jetzt kannst du es schaffen.

Heute helfe ich Leuten mit solchen Problemen, wie ich sie damals hatte, weil ich selbst erlebt habe, wie schwer es war.

Was hat sich von damals bis heute geändert?

Ist es besser geworden?

Es gibt mehr Dolmetscher. Es ist einfacher, Hilfe zu bekommen. Die Chancen eine Aufenthaltsgenehmigung und eine Arbeitserlaubnis zu erlangen, sind größer. Es gibt mehr Menschen, die Unterstützung bieten

Welche Bedeutung hatte die Sprache?

Ich musste Deutsch lernen, weil ich sonst mit niemandem reden konnte. Gezwungenermaßen. Ich bin froh darüber. Heute ist vieles auch auf Arabisch möglich, da schon mehr Leute hier leben, die Arabisch sprechen. Das ist eher ein Nachteil. Ich betone immer, wie wichtig es ist, Deutsch zu lernen. Damals kannte ich keinen Menschen und konnte mich nicht verständigen. Heute kann man ohne Deutschkenntnisse auskommen. Damals gab es keine Sprachkurse. Ich habe mir die Bild-Zeitung gekauft und vor allem die Sportseiten mithilfe eines Englisch-Deutsch-Wörterbuches übersetzt. Ich habe mir die Sprache selbst beigebracht.

Hast du dir weiter Gedanken gemacht, ob du in Heide bleiben oder nach Schweden weiterziehen wolltest?

Anfangs ja, solange ich noch keine Aufenthaltsgenehmigung hatte. Seit ich die Genehmigung besaß, machte ich mir keine Gedanken mehr darüber, hier wegzugehen. Das ist jetzt 30 Jahre her.

Wie ist es mit dem Job weitergegangen?

Wie gesagt, habe ich in Büsum bei Herrn Stange gelernt und bin 1996 dort Küchenchef geworden, als der alte Küchenchef aufgehört hat. 1991 bis 1998 habe ich in dem Restaurant in Büsum gearbeitet. Dann wollte Herr Stange aufhören. Er hat mich dem Betreiber eines italienischen Restaurants in Büsum als Geschäftsführer empfohlen. Als mir der Vorschlag unterbreitet wurde, war ich erst skeptisch, da ich mir diese Aufgabe nicht zutraute, aber der Betreiber versprach mir, mich zu unterstützen. Darauf stellte ich zwei Bedingungen:

1. Ich wollte keine Italiener als Mitarbeiter.
2. Ich wollte die Speisekarte selbst schreiben.

Als mir dies zugesagt wurde, habe ich zugestimmt. Ich habe nichts gegen Italiener. Ich habe viele italienische Freunde. Aber ich wollte nicht, dass meine Mitarbeiter Italienisch sprechen und ich nichts verstehe. Ich gewann weitere Freunde als Mitarbeiter. 1999 habe ich mich dann selbstständig gemacht, das Restaurant übernommen und bis 2009 geführt.

Ich fasste den Plan, nach Heide zu gehen, weil in Büsum nur im Sommer Betrieb war. Im Winter gab es kaum Gäste.

Wieder kam mir ein Zufall zur Hilfe: Bei einem Fußballspiel in Hamburg lernte ich Herrn Feldhusen kennen, mit dem ich über meine Pläne sprach. Etwa ein bis zwei Jahre später, an einem Sonntagnachmittag, rief mich Herr Feldhusen an und erklärte mir, dass er mehrere Objekte in Heide gekauft habe. Er bot mir an, eines davon für mein Restaurant auszusuchen. Ich entschied mich für das Gebäude beim Wasserturm und eine Woche später begann die Planung mit einem Architekten. So entstand das heutige Restaurant.

Du bist in Heide gut vernetzt. Fühlst du dich hier zu Hause?

Ich bin auch gerne im Libanon. Ich besuche regelmäßig meine Familie und die Stätten meiner Jugend. Aber wenn ich zwei bis drei Wochen im Libanon bin, will ich wieder nach Heide zurück. Hier ist mein Zuhause.

Was vermisst du am meisten aus deiner alten Heimat?

Das Zusammenleben und den familiären Zusammenhalt. Aber es gibt viele positive Dinge in Dithmarschen. Man kann vieles erreichen, sein Leben selbst verwalten. Darüber bin ich sehr froh.

Welche Unterschiede gibt es zwischen den Menschen in Dithmarschen und im Libanon?

Wenn du in Dithmarschen Freunde findest, dann hast du gewonnen. Man kann sich immer auf sie verlassen. Im Libanon kann man mit jedem befreundet sein, aber die Freundschaften sind nicht immer dauerhaft. Es ist in Dithmarschen schwerer jemanden kennen zu lernen, aber es gibt eine größere Beständigkeit. Man kann jederzeit um Hilfe bitten. Ich bin in Dithmarschen gut vernetzt. Wichtig waren auch die Kontakte beim Sport. Ich bin als Fußballtrainer tätig.

Natürlich gibt es auch Leute, die einen schief ansehen, aber die gibt es überall.

Haben deine Freunde in Schweden oder anderswo ähnliche Erfahrungen gemacht wie du?

Anfang war es in Schweden einfacher, alles war offener. Aber inzwischen ist die Stimmung gekippt. Sydney ist eine andere Welt. Von dort kann man nicht einfach mal nach Hause fliegen. Ich fliege gerne, doch

der Flug in den Libanon dauert über 14 Stunden. Von hier bin ich in ca. 3 ½ Stunden dort, wenn z.B. jemand aus der Familie mich braucht.

Was hältst du von der Dithmarscher Küche?

Wir haben auch Dithmarscher Gerichte auf unserer Speisekarte, die guten Anklang finden. Zunehmend auch bei jungen Leuten. Das finde ich klasse.

Welche Musik hörst du?

Ich höre gerne deutsche Musik, z.B. Grönemeyer oder Nena. Neulich war ich auf einem Konzert von Helene Fischer.

Liest du eher deutsche oder arabische Literatur?

Ich lese auf Deutsch. Ich habe auch viele arabische Bücher, aber ich habe keine Zeit, sie zu lesen. Ich denke und träume mittlerweile auf Deutsch.

Wachsen deine Kinder zweisprachig auf?

Sie sprechen deutsch und englisch. Sie können sich auch auf Arabisch verstündigen.

Hast du noch irgendwelche Ziele und Erwartungen, die du verwirklichen möchtest?

Ich möchte glücklich, in Frieden und gesund mit meiner Familie leben. Großartige Wünsche habe ich nicht. Ich habe meine Familie und meine Freunde, bin gerne unter Menschen und habe viele Kontakte. Ich fühle mich nicht als Fremder. Ich gehöre dazu und werde akzeptiert.



Auf der Suche nach Gott.

Milica Dacic

Serbien

Koordinatorin in der
Beratungsstelle für
die ehrenamtliche
Flüchtlingshilfe

Milica Dacic

Starten wir direkt mit einigen Fragen zu Ihrer Migrationsgeschichte:

Aus welchen Beweggründen sind Sie hierhergekommen? Wie verliefen Ihre ersten Kontakte in Deutschland? Wie war Ihr Werdegang nach Ihrer Ankunft?

Ich bin zusammen mit meinem Mann nach Deutschland gekommen, weil wir für uns bessere Lebensbedingungen wollten. Er hat einen Job am WKK Heide gefunden und daher erfolgte der Umzug nach Dithmarschen.

Am Anfang war es sehr schwer, neue Kontakte zu knüpfen und neue Freundschaften zu schließen. Erste Bekanntschaften machte ich durch einen Deutschkurs in Hamburg. Man muss sich Zeit geben, um die Sprache zu lernen und sich zu integrieren. Danach wurde es besser. Jetzt haben wir viele gute Freunde, die unser Leben hier schöner machen.

Nach meiner Ankunft habe ich mich erst auf die Sprache konzentriert, weil ich das sehr wichtig fand. Ich wollte die Sprache gut beherrschen, um meine berufliche und private Lebensqualität zu verbessern. Als ich in der Sprache sicher war, habe ich mich auf einige Arbeitsangebote beworben. Glücklicherweise habe ich schnell einen Job gefunden und seitdem konnte

ich mich auf meine Karriere konzentrieren und mich beruflich weiterentwickeln.

Was war konkret anders? Gab es auch Überforderungen?

Ich hatte am Beginn großes Heimweh. Meine Heimat ist der Ort, an dem ich aufgewachsen bin und Familie und Freunde habe. Dort sind der Lebensstil und die Kultur anders als hier. Diese kulturellen Unterschiede zu überwinden, war für mich die große Herausforderung. In unserer Heimat sind wir es gewohnt, viel draußen in Cafés, Bars und Kneipen mit unseren Freunden Abendstunden nach der Arbeit zu genießen oder am Wochenende länger in der Stadt zu bleiben, Konzerte und Theater zu besuchen. Für mich war das eine große Enttäuschung und ein Schock, als ich mit meinem Mann am Wochenende ausgehen wollte und das Stadtzentrum war ab 22 Uhr leer. Auch im Sommer. Bei uns sind Menschen offener und entspannter, freuen sich, jemanden kennenzulernen, der neu ist. Hier hat es eine bestimmte Zeit gedauert, jemanden kennenzulernen und gute Freundschaften zu schließen.

Welche Erfahrungen haben Sie mit der deutschen Bürokratie gemacht?

Wir hatten zum Glück den Ansprechpartner am WKK Heide, der uns viel geholfen hat. Dank seiner Unterstützung haben wir die deutsche Bürokratie als nicht so kompliziert oder schlimm angesehen.

Was fehlt Ihnen in Dithmarschen am meisten?

Da ich selber aus einer großen Stadt komme, wünsche ich mir auch hier mehr Kultur- und Freizeitangebote für mich und meine Familie. Es wäre schön, wenn das Leben in Heide moderner und attraktiver wäre.

Haben Sie sich inzwischen an die deutsche Mentalität gewöhnt, sich daran angepasst, dass man Termine abspricht, bevor man sich trifft?

Das kommt darauf an. Auch in Deutschland sind Mentalitäten sehr unterschiedlich.

Die Pünktlichkeit und Organisation bei der Arbeit finde ich selber sehr gut und hilfreich, aber mit Terminen im Alltag bin ich nicht so zufrieden. Im Alltag mag ich mehr, wenn die Menschen spontan und locker sind. Aber das sind viele Deutsche auch.

„Näher kennen lernen“ ist ein gutes Stichwort - Was für Hobbys haben Sie?

Ich mache regelmäßig Yoga, um mich zu entspannen und auch um Stress abzubauen.

Um den Alltag hinter mir zu lassen, backe ich gerne Kuchen und Kekse. Wenn das Wetter mitspielt, fahre ich gerne Fahrrad mit meiner Familie oder wir gehen ins Schwimmbad.

Welche Rolle spielt die Küche? Hören Sie lieber serbische oder deutsche Musik, lesen Sie deutsche oder serbische Bücher?

Wir haben sehr viele Traditionen aus unserer Heimat beibehalten und das bedeutet zum Beispiel, dass ich wie meine Mama kuche, weil ich es so gelernt habe. Andererseits esse ich auch gerne Käsekuchen. Den gibt es bei uns nicht. Ich finde es lecker und backe ihn daher auch. Das ist für mich kein Problem. Ich mache keine so großen Unterschiede und versuche, aus jeder Kultur und jeder Küche etwas Interessantes herauszuziehen.

Ich war nie so sehr mit serbischer Musik verbunden. Deutsche Musik höre ich, weil meine Kinder sie hören. Ich bin mehr an englischer Musik interessiert. Was ich lese? Zurzeit habe ich leider keine Zeit zu lesen, unter anderem wegen der Kinder.

Gibt es etwas, was Sie hier zum ersten Mal kennen gelernt haben und besonders schätzen, weil es in der Heimat fehlt?

Zu Hause fehlt mir die Organisation, vor allem bei der Arbeit. Wir sind mehr spontan, sprunghaft, machen gleichzeitig verschiedene Sachen, dementsprechend sind manche Bereiche unseres Lebens nicht gut organisiert bis komplett desorganisiert.

Ich habe hier von meinen deutschen Kolleginnen Struktur und Organisation gelernt und ich versuche, nun auch so systematisch zu arbeiten.

Was wünschen Sie sich noch für Ihr Leben in Dithmarschen, außer besserem Wetter?

Definitiv mehr Kulturleben, das bedeutet Konzerte, Live-Musik, Theater, Musicals, Veranstaltungen, wo sich auf einem Platz viele Menschen gleichzeitig treffen können etc. Es fehlt ein vielfältiges Angebot für die Menschen in meinem Alter oder jünger. Ich würde mich sehr freuen, wenn wir nicht immer nach Hamburg oder irgendwohin anders fahren müssten, nur um ein bisschen Spaß zu haben. Warum können wir das nicht in unserer Stadt Heide auch machen? Es hat sich auch in den letzten Jahren, seitdem wir hier leben, etwas positiv verändert, aber ich empfinde das als nicht ausreichend. Eine Stadt wie Heide soll und muss seinen Bürgerinnen und Bürgern mehr anbieten, mehr Aktivitäten, mehr Auswahl, mehr Vielfältigkeit.

Gibt es hier so etwas wie eine serbische Community, etwa im Internet, mit der Sie im Kontakt stehen?

Ich habe hier viele Freunde, die auch ursprünglich aus meiner Heimat kommen. Mit denen bin ich sehr gut befreundet und wir verbringen viel Zeit zusammen. Wir tauschen die Informationen aus und wir unterstützen uns gegenseitig. Das hat eine sehr große Bedeutung.

Wachsen Ihre Kinder bilingual auf?

Unsere Kinder sprechen beide Sprachen. Zu Hause reden wir mit ihnen auf Serbisch, weil wir möchten, dass sie auch unsere Muttersprache gut beherrschen. Und Deutsch lernen sie dann in der Kita oder Schule, damit sie es richtig sprechen können. Dort kann man überhaupt nicht merken, dass sie eine andere Muttersprache haben.

Ab wann ist man Ihrer Meinung nach integriert.

Meiner Meinung nach braucht man mehr als das Erlernen der Sprache und die Ausübung einer Arbeit. Man soll sich hier wohl und zugehörig fühlen, wie zu Hause.

Welche Wünsche sind noch offen? Was möchten Sie noch erreichen? Möchten Sie hier bleiben oder noch etwas anderes kennenlernen?

Was ich mir immer wünsche, ist, eine gute und stabile Zukunft für meine Kinder zu erreichen.

Was ich von der Heimat vermisste sind die Familie und die Freunde, der Lebensstil, den ich gewohnt bin, und vor allem vermisste ich das Wetter und Sonne!

Aber meine Töchter gehen hier in die Schule und Kita und haben hier ihr Leben. Ich denke immer zuerst an meine Kinder und ich weiß nicht, ob es für meine Kinder besser wäre, wieder zurück nach Serbien umzuziehen oder hier zu bleiben. Ich spreche darüber oft mit meinem Mann. Wir sagen immer, wenn die Kinder groß sind und wir älter werden wir vielleicht zurück nach Serbien oder irgendwohin umziehen, wo es wärmer ist. Das Wetter ist für uns hier nicht besonders gut.

Aber, ob daraus etwas wird, kann ich nicht sagen. Es ist zurzeit nur eine Idee. Wir arbeiten beide, haben gute Jobs, wir haben auch hier gute Freunde, die Kinder ebenso. Ich würde sagen, wir bleiben erst einmal hier und schauen, was uns die Zukunft bringt.



Ich hatte auch eine ganze Menge Glück.
Aber dieses Glück ist auch ein bisschen
der Suche danach zu verdanken.

Svetlana Sonnenberg

Kasachstan

rechtliche
Berufsbetreuerin

Svetlana Sonnenberg

Woher stammen Sie ursprünglich?

Meine Familie lebte ursprünglich in der Sowjetunion an der Wolga. Im 2. Weltkrieg wurde meine Familie zunächst in ein Arbeitslager deportiert und dann später nach Kasachstan. Im Gegensatz zu anderen Völkern der Sowjetunion durften die Deutschen nach dem 2. Weltkrieg nicht mehr zurück in ihre Heimatorte. Wir mussten in Kasachstan bleiben.

Wie alt waren Sie, als Sie nach Deutschland kamen?

Ich war 31 Jahre alt.

Konnten Sie vorher schon Deutsch?

Ja, aber das, was man zu Hause gesprochen hat, ist etwas ganz anderes als das, was man hier spricht. Ich persönlich habe nur wenig Deutsch geredet, denn ich gehöre zu einer Generation, die kaum noch Deutsch gesprochen hat. Meine Großmutter sprach noch gut Deutsch und sogar auch Schwäbisch, aber mein Deutsch war schon sehr eingeschränkt. Das ist ein bisschen dem Sport geschuldet. Ich war sehr sportlich in meiner Jugend und damit auch erfolgreich. Daraus war ich kaum zu Hause. Ich bin auf keine normale Schule gegangen. Ich war dann über das Jahr mit der

Nationalmannschaft unterwegs. Zurück zum Deutsch: Ich konnte meine Großeltern gut verstehen, wenn sie mit mir in einfachen Sätzen Deutsch redeten. Aber ich selbst konnte es nicht so recht anwenden. Richtig Deutsch habe ich erst in Deutschland gelernt.

Wie würden Sie Ihre ersten zwei Jahre in Deutschland beschreiben? Was ist positiv gelaufen, wo gab es Schwierigkeiten? Wie müssen wir uns das vorstellen?

Für meine Familie war Deutschland immer Heimat. Das Wichtigste an unserer Heimkehr war, dass es eine gemeinsame Familienentscheidung war. Wir wollten alle nach Deutschland. Es bedeutet eine Menge, wenn man mit einer Motivation nach Deutschland kommt. Der Grund war, frei zu sein. Ich war unglaublich motiviert. Ich bin als Letzte aus meiner Familie nach Deutschland gekommen. Es war im November 1997 und dann direkt nach Dithmarschen. Das war sehr abenteuerlich. Das Wichtigste war, meine Familie wieder zu treffen, die bereits zwei Jahre in Deutschland war. Ich bekam recht schnell einen Sprachkurs und saß dort hochmotiviert mit 30 anderen Teilnehmern. Da ich sehr ehrgeizig bin, war ich

bereit, schnell und viel zu lernen. Eine nette Nachbarin meiner Mutter, die sehr hilfsbereit war, bot mir Unterstützung beim Deutschlernen an. Ich bin zweimal in der Woche zu ihr gegangen und sie hat sich mit mir auf Deutsch unterhalten. Aber ich war ratlos. Die Fernsehnachrichten konnte ich verhältnismäßig gut verstehen, aber die ältere Dame verstand ich gar nicht. Wir haben mit viel Interesse Gespräche geführt, aber ich war mir nicht sicher, ob sie mich versteht. Bis es irgendwann bei mir im Kopf klingelte und ich sie fragte, ob sie Plattdeutsch mit mir spricht. Sie lächelte mich an und sagte: „Ja.“ Das war ein fröhliches Aha-Erlebnis. Ich habe sie gefragt, ob sie auch Hochdeutsch sprechen könne, was sie bejahte. Ab dem Moment konnten wir uns prima verständigen. Das war eine unglaubliche Erleichterung für mich. Ich war glücklich. Als ich nach Hause zu meiner Mutter kam, haben wir darüber gelacht.

Welche Sportart haben Sie betrieben? Welche Ausbildung hatten Sie in Kasachstan?

Sport spielte eine ganz große Rolle in meinem Leben, deshalb habe ich Sport studiert. Ausgeübt habe ich alpinen Skisport auf Hochleistungsniveau. Das hat mein Leben stark geprägt. Auch nach dem Sportstudium habe ich in diesem Bereich gearbeitet, im Ministerium für Sport und Kultur für die Nationalmannschaft. Sport genoss in der Sowjetunion eine ganz hohe Wertschätzung, es war eine Möglichkeit, Anerkennung zu bekommen. Das bot für mich als Deutsche eine der wenigen Möglichkeiten, überhaupt die sozialistische Welt zu sehen, zu reisen. Das habe ich genossen. Hier in Dithmarschen ist Alpinsport ja recht schwierig, es ist alles flach. Es war mir klar, dass eine berufliche Änderung in meinem Leben kommen wird. Das war erst einmal ein Schock. Man muss sich vorstellen, ich komme aus Kasachstans (damaliger) Hauptstadt Almaty. Das ist eine Großstadt, eine Metropole mit über einer Million Einwohnern, die natürlich eine ganze Menge bietet. Da war Dithmarschen ein echter Kontrast. Ich hatte zwar ein Studium, aber ich war auch bereit, etwas Neues anzufangen und zu sehen, wo mich die Reise hinführt. Ich habe mich engagiert und geschaut, was ich machen kann. Nach dem Sprachkurs ergab sich recht schnell die Möglichkeit, sich in Dithmarschen bei einer Migrationsberatungsstelle zu bewerben und dort zu arbeiten. Dafür

war ich offen. Man muss auch wissen, dass man, wenn man als Migrant nach Deutschland kommt, nicht automatisch in seiner Berufssparte oder mit seinem Hochschulabschluss anerkannt wird. Es dauert eine gewisse Zeit, bis eine Anerkennung ausgesprochen wird. Das war für mich ein längeres Verfahren. Man sieht sich um, was es Vergleichbares in Deutschland gibt, also was ich im Studium gemacht hatte. Dieses Problem besteht ja nicht nur in Deutschland. Auch wenn man z.B. in Amerika studiert hätte, müsste man hier die Abschlüsse anerkennen lassen und das dauert oft Monate. Man weiß nicht, ob man eine Anerkennung bekommt. Ich gehörte Gott sei Dank zu den Leuten, die diese Anerkennung auch erhielten. Es gibt eine renommierte Sporthochschule in Köln und deren Inhalte, das Curriculum, war ziemlich ähnlich mit dem, was ich schon gemacht hatte, weshalb ich die Anerkennung erhielt. Aber ich war für alles offen. Ich hätte auch auf Lehramt studiert mit einem zweiten Fach neben Sport. Grundsätzlich wollte ich meine akademische Ausbildung aber nicht aufgeben. Um dann Praxis in der Sprache zu erlangen, habe ich die Arbeit in der Migrationsberatungsstelle aufgenommen.

Sie sind hier oben in Dithmarschen hängen geblieben. Haben Sie jemals mit dem Gedanken gespielt, von hier wegzuziehen, oder war Ihnen klar, dass Sie hier Wurzeln schlagen?

Es war am Anfang eine ganz große Umstellung, aus einer Großstadt in einen kleinen Ort zu kommen. Anfänglich wohnten wir in Wesselburen. Aber wichtiger war, dass meine Familie hier war. Ich habe mir gedacht, ich fang' jetzt mal hier an und kann dann immer noch überlegen, was ich konkret mache. Man muss gucken, dass auch die Kinder Fuß fassen. Das ist ein ganz wichtiger Faktor. Wäre ich ungebunden gewesen, hätte ich wahrscheinlich andere Wege eingeschlagen. Aber so passte das erst einmal. Und nach und nach habe ich Dithmarschen lieben gelernt.

Was waren die größten Unterschiede zu Ihrem früheren Leben, an die Sie sich gewöhnen mussten?

Oh, da gab es eine ganze Menge Unterschiede. Es gab auch sehr witzige Momente. Zu meiner Zeit in der Migrationsberatungsstelle gab es eine große Mi-

grationswelle unter anderem aus Kasachstan. Und es gab natürlich viel zu tun bei den Behörden. Da war ich natürlich gefragt. Das war mein allererstes Aha-Erlebnis. Es ist ja so, Kasachstan liegt in Zentralasien. Das prägt natürlich. Es herrscht ein anderes, warmes Klima. Die Leute in Almaty sind gute Gastgeber, sehr aufgeschlossen und im Großen und Ganzen neugierig. Es gehört immer zum guten Ton, ein Gespräch zu führen. Es gehört zur Gesprächskultur, gute Dinge über die anderen Menschen zu sagen. Ich war davon geprägt. Nun wusste ich natürlich, dass die Regeln in Dithmarschen ein bisschen anders sind. So saßen wir eines Tages mit einem Behördenleiter zusammen, nachdem wir vieles geklärt hatten. Er war gut gekleidet. Für mich war es selbstverständlich, ihm deshalb ein Kompliment zu machen. So sagte ich ungezwungen: „Sie haben eine sehr hübsche Krawatte.“ Da kam eine ganz lange stille Pause und ich wusste: Aha, das läuft hier scheinbar anders. Aber es gab auch sehr schöne Momente. Je mehr ich zurückblicke, denke ich, es gibt doch manch andere Unterschiede. Es dauert, bis man hier ankommt.

Was vermissen Sie, vermissen Sie überhaupt etwas?

Nein, ich vermisste nichts. Ich bin immer noch aufgeschlossen für viele Dinge und im Laufe der Jahre habe ich so tolle Menschen kennen gelernt, dass ich nichts vermisste. Ich bin sehr zufrieden.

Wie sind Sie eigentlich zu unserer Stiftung gekommen?

Das war auch eine sehr schöne Geschichte. Es war natürlich Zufall. Ich arbeitete zu dem Zeitpunkt in einer Agentur, die Migranten, Behinderte und Langzeitarbeitslose für den ersten Arbeitsmarkt fit macht. Dazu gab es unterschiedliche Instrumente, wie man Menschen nach ihren Fähigkeiten und Wünschen mit Unternehmern zusammenführt. Ich hatte ein Projekt begleitet, in dem es um den zweiten Arbeitsmarkt ging, für Menschen, die es ganz besonders schwer haben, damit sie in einem geschützten Raum zu arbeiten anfangen können. Ich habe eine Anfrage bekommen, bei der es um eine Stiftung ging. Das weckte mein Interesse, ob ich vielleicht jemanden bei der Stiftung vermitteln könnte. So habe ich Herrn Steincke kennen gelernt. Wir saßen uns gegenüber. Ich habe ihn

beraten. Er war interessiert und sehr sympathisch und da gab es sofort eine Verbindung zwischen uns. Wir haben uns gleich verstanden. So hat es angefangen. Ruck-Zuck war ich in der Stiftung.

So, wie ich Sie verstanden habe, hat bei Ihnen vieles von Anfang an geklappt. Das Studium wurde anerkannt, Sie hatten Ihre Familie hier, Sie haben gleich einen Sprachkurs bekommen. Aber wo lag die größte Schwierigkeit oder Herausforderung?

Da gibt es eine ganze Menge Geschichten. Heute kann man darüber schmunzeln, wenn man es überstanden hat. Wenn man fremd in ein anderes Land kommt, geht es selbstverständlich darum, das Land und vor allem die Menschen kennen zu lernen. Ich glaube, in Dithmarschen fehlt es noch sehr viel an Erfahrung mit Migration. Man hat grundsätzlich eine feste Vorstellung davon, wie Migration zu laufen hat. Man hat verklärte Ansichten, wie Migranten sein sollten. Das gilt auch für Frauen. Auch davon habe ich eine ganze Menge Geschichten erlebt. Darüber konnte ich am Anfang verzweifeln. Eine davon möchte ich erzählen. Im Zuge meiner Arbeit ging es vor allem um die Finanzierung der Projekte in Dithmarschen. Es ist so, dass man die Leute von den Projekten überzeugen muss. Ich sollte nach Geldgebern forschen. So habe ich gehört, dass es einen Rotary-Club gibt, der Projekte finanziell unterstützt. Daher habe ich versucht, Kontakt aufzunehmen. Wie es der Zufall wollte, kannte ich einen Herrn Hansen, der war Bürgermeister in Brunsbüttel. Irgendwann stand ich in seinem Büro und er schlug mir vor, mich zu einem Rotary-Treffen einzuladen. Also habe ich mich entschlossen, dorthin zu gehen, ohne etwas mehr darüber zu wissen. Mit einem Kollegen bin ich dort gewesen. Ich kam in einen Saal. Alle waren sehr gut angezogen, aber es waren nur Männer da, keine Frauen. Da dachte ich: „Das ist ja komisch.“ Als ich mich dann an einen Tisch setzte, fiel mir noch mehr auf, dass es keine Frauen dabei waren. In meiner Unbekümmertheit fragte ich: „Wo sind denn die Frauen?“ Mir gegenüber saß ein älterer Herr. Er guckte mich an und sagte vernehmlich mit aller Ernsthaftigkeit, dass, solange er lebe, an einem solchen Abend keine Frauen dabei sein dürften. Er war um die 80, also erwiderte ich etwas flapsig: „Dann kann es ja nicht mehr so lange dauern.“ Da war

ein Moment Stille im Saal, bis sich alles in einem Gelächter auflöste. Aber auf jeden Fall hatte ich Erfolg. Das Geld für das Projekt wurde uns gespendet. Im Nachhinein habe ich viel mehr über den Rotary-Club erfahren, dass es in Dithmarschen immer noch so ist, dass dort Männer und Frauen getrennt sind. Ja, das gehört auch zu meinen Erkenntnissen. So stelle ich mir Gleichberechtigung eher nicht vor.

Wo sind dann die Frauen?

Das ist eine gute Frage. Das läuft parallel in ihrer eigenen Organisation. Ich weiß, dass z.B. in Steinburg Männer und Frauen zusammen an den Treffen teilnehmen. Nur in Dithmarschen bleiben Männer und Frauen immer noch getrennt.

Wie sind Ihre kulturellen Interessen? Was kochen Sie zu Hause, was essen Sie gerne? Was für Musik hören Sie? Sind Sie kulturell noch mit Ihrer alten Heimat verbunden oder eher deutsch orientiert?

Gekocht wird zu Hause traditionell, aber nur, wenn ich Zeit habe. Migration ist quasi ein 24-Stunden-Job. Das ist anstrengend, herausfordernd und mit sehr vielen Rückschlägen verbunden. Ich habe großes Verständnis und sehr viel Respekt vor Menschen, die wie ich aus anderen Ländern kommen. Ich habe in Itzehoe lange Jahre ehrenamtlich Sprachkurse gegeben, einfach aus meiner Überzeugung heraus, dass hier Hilfe nötig ist. Das war etwas Besonderes, denn es war sehr international. Ich hatte Teilnehmer aus Chile, aus Rumänien, Kasachstan, Bulgarien und aus Syrien. Solch internationale Sprachkurse sind auch ganz selten. Die Menschen sind zweimal in der Woche nach der Arbeit – auch ich habe ja tagsüber noch gearbeitet – zur Kirchengemeinde gekommen. Auch die, die Schichtarbeit hatten. Sie sind trotzdem oft todmüde in diese Sprachkurse gekommen. Auch mein Mann war als Pastor in dieser Gemeinde immer präsent, weil er interessiert war, was das für Menschen sind. Er hat mir nach zwei Jahren gesagt, dass er diese Menschen bewundere, denn er hat erfahren, dass das Sprachenlernen eine harte Arbeit ist und es am Ende keine Garantie gibt, dass man die Sprach richtig sprechen kann. Die Sprachbegabung spielt dabei eine ganz große Rolle. Ich habe festgestellt, dass die Menschen, die aus südlichen Ländern kommen, sehr gut

nach Gehör lernen können, selbst ohne in ihrem Heimatland Lesen und Schreiben gelernt zu haben. Andere haben ganz große Probleme. Sie können prima lesen und übersetzen, aber nicht sprechen. Das kann jemand, der hier geboren ist, nur schwer nachvollziehen. Dazu muss man selbst solche Erfahrungen gemacht haben. Deshalb habe ich großen Respekt vor denen, die hierherkommen. Trotz der vielen kulturellen Unterschiede ist der wichtigste Schlüssel zur Integration die Sprache. Auch mein Deutsch ist nicht immer perfekt, aber den Anspruch habe ich auch nicht. Ich kann mich über viele Dinge fachlich austauschen und auch konstruktiv streiten. Und das macht Spaß.

Lesen Sie eher deutsch- oder russischsprachige Bücher?

Mittlerweile Deutsch. In Russland war ja vieles nur im Verborgenen zu bekommen. Ich muss zugeben, dass ich wegen meines Jobs hauptsächlich Fachliteratur lese, nur im Urlaub auch andere Literatur. Im Alltag bleibt das auf der Strecke. Ich habe nicht den Anspruch, perfekt zu sprechen, aus dem einfachen Grund, dass ich meine, dass es oft Situationen gibt, in denen ich unbewusst im Kopf in einer anderen Sprache unterwegs bin. Zum Beispiel merke ich beim Tippen auf dem Laptop, dass mir auffällt: „Oh, das ist aber ein russisches I.“ Und das wird immer so bleiben. Ich glaube, für alle Menschen, die mehrsprachig aufgewachsen sind, trifft dies zu. Es kommt darauf an, wo man jeweils im Kopf unterwegs ist. Bei meiner Arbeit habe ich es immer wieder mit Migranten zu tun. Wenn ich eine Weile Französisch gesprochen habe, muss ich mich erst einmal wieder umstellen. Das fällt mir nicht so leicht wie den Menschen, die es beruflich machen. Die können synchron übersetzen, aber ich muss erst einmal überlegen.

In welcher Sprache träumen Sie?

Ach, jetzt mittlerweile auf Deutsch. Wenn ich auf Russisch träumen würde, verstände mein Mann das ja gar nicht. [Gelächter]

Und Ihre Tochter, die Sie mitgebracht haben, ist sie bilingual aufgewachsen?

Sie spricht fünf Sprachen. Sie träumt nur auf Deutsch. Manchmal fragt sie auch nach speziellen russischen Wörtern. Die große Aufgabe besteht darin, dass auch

die Enkelkinder mehrsprachig aufwachsen. Es ist gut, wenn sie die Sprachen einfach hören. Ob sie sie später einmal sprechen, ist etwas anderes. Man merkt, wenn man im Ausland ist, dass es vorteilhaft ist, die Sprache zu sprechen. Aber es gibt oft ganz spaßige Erlebnisse, wenn man die Feinheiten der Sprache nicht beherrscht. Es kommt zu witzigen Missverständnissen. Deshalb habe ich auch keinen Anspruch auf Perfektion. Was ich in Dithmarschen vermisste, ist eine gewisse Leichtigkeit. Die Menschen hier möchten offensichtlich immer alles richtig machen und sind deshalb häufig übervorsichtig. Wenn man Auslandserfahrungen hat, merkt man, dass es gar nicht darauf ankommt, immer perfekt zu sein. Man kann sich auch so austauschen. Die Unterschiede sind eine Bereicherung.

Waren Sie noch mal in Kasachstan oder haben Sie vor, es wieder zu besuchen?

Nein. Es ist ja so, dass alle meine Freunde, mit denen ich gearbeitet habe, im Sport aktiv waren. Sie sind nun überall in der Welt verstreut, z. B. in Kanada, Amerika, Portugal. Es ist ganz spannend, sie zu besuchen. Aber ich war vor dem jetzigen Ukraine-Krieg 2015 mit meinem Mann in Russland, einfach um ihm dieses Land, diese Weite, die Kultur zu zeigen. Es ist ein großer Unterschied, wenn in Deutschland über 200 Menschen pro Quadratkilometer leben und in Russland sind es nur 7 auf einen Quadratkilometer. Das macht etwas mit einem. Es ist schon spannend, das zu erleben. Aber auch Migranten, die nach Amerika oder Kanada gehen, merken natürlich: „Wow, die Welt ist ja viel größer!“

Gibt es noch Wünsche, die Sie verwirklichen möchten?

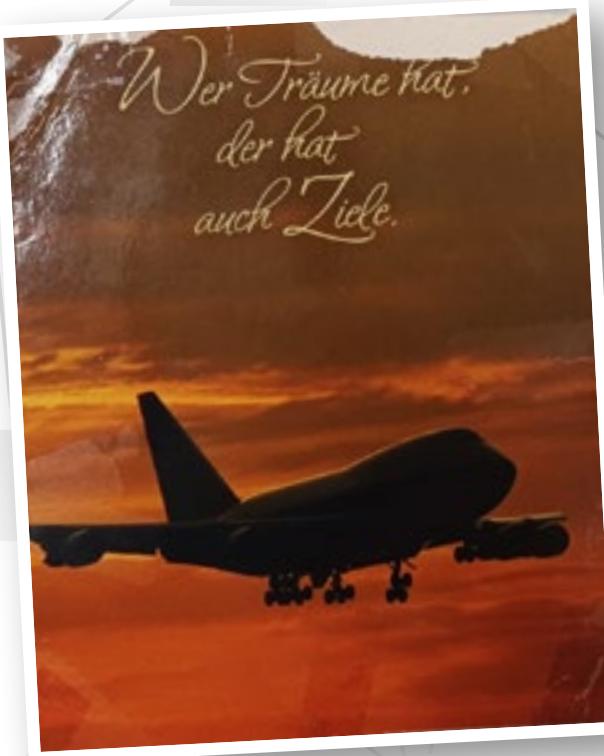
Ja, eine ganze Menge, was meinen Sie speziell?

Z. B. persönliche?

Ich habe Freude, auch bei der Arbeit für die Stiftung. Sie gibt mir Einblick in viele Dinge, die wirklich interessant sind. Auch beruflich bin ich ganz glücklich. Der Beruf ist ein bisschen zur Berufung geworden. Ich freue mich auf meine täglichen Aufgaben. Es gibt auch natürlich Tage, an denen ich hoffe, dass sie schneller zu Ende sind, aber im Großen und Ganzen bin ich zufrieden.

Was möchten Sie den Passanten, die das Exponat betrachten, als Quintessenz Ihrer Erfahrungen mitgeben? Was möchten Sie Migrantinnen und Migranten mit auf den Weg geben?

Mut zur Veränderung, Selbstvertrauen für Ideen, auch in der Fremde seine Wünsche und Träume weiterzuleben, auf tolle Leute zu treffen und zu erfahren, dass man die Herausforderungen meistern kann. Ich hatte auch eine ganze Menge Glück. Aber dieses Glück ist auch ein bisschen der Suche danach zu verdanken. Wenn man nur bei sich selbst bleibt und nicht auf die Suche geht, dann wird es auch nichts, sondern man muss auf die Leute zugehen und sich begeistern lassen. Und auch, wenn man negative Erfahrungen macht, immer daran zu denken, dass die Welt größer ist und dass es viel mehr Interessantere, motivierte, freundliche Menschen gibt, auf die man sich verlassen kann, als solche, die diese glückliche Erfahrung nicht machen können. Die Welt verändert sich und Dithmarschen auch.



Shorena Sikharulia

Georgien

Koordinatorin Integration
und Teilhabe im
Kreis Dithmarschen

Shorena Sikharulia

Wir fangen also an. Weil wir jetzt schon bei der Postkarte waren, von der du uns erzählt hast, was verbindet du dann mit dieser Postkarte oder welche Bedeutung hat die Postkarte für deine Migration?

Also die Postkarte ist für mich der Anfang meines Weges. Vielleicht kann ich ja ein bisschen näher drauf eingehen. Ich habe schon als Schülerin in der Schule die deutsche Sprache gelernt, so ab der fünften Klasse. Meine Mutter ist Deutschlehrerin gewesen. Bei uns gab es in der Schule Deutsch und Englisch und sie sagte mir: „Wenn du Deutsch lernen willst, dann kann ich dir helfen, aber wenn du Englisch wählst, da kann ich kein Wort.“ Irgendwie wollten alle meine Mitschüler damals nach Amerika. Deshalb war Englisch unter meinen Mitschülern populär. Ich habe gedacht, dass es mir eigentlich egal wäre, ob meine Mutter mir helfen könne oder nicht, aber warum sollte ich Deutsch nicht wählen? Da habe ich Deutsch gewählt und das war die richtige Entscheidung, denn ich habe dann eine sehr strenge Lehrerin bekommen. Dafür bin ich dankbar, sonst wäre ich wahrscheinlich nicht hier. Sie hat mich sowohl gefordert, als auch gefördert. Beides. Ich habe sofort Interesse bekommen an der Sprache.

Ich hatte bereits davor Russisch in der Schule. Ich wusste also schon, was eine Fremdsprache ist, aber Deutsch hat irgendetwas in mir erweckt. Mein Interesse ist gewachsen, als ich gemerkt habe, dass ich so langsam kleine Schritte mache. Man merkt selber, es wächst, dieses Etwas. So etwas Ungewisses. Man weiß noch nicht, was das ist, aber dann kommst du weiter. Naja, und dann habe ich schon ab der sechsten Klasse gewusst oder gesagt: „Ich will weitermachen mit der deutschen Sprache.“ Ich hatte mich so richtig in die Sprache verliebt, irgendwie ist sie der Mittelpunkt geworden.

Als Schülerin habe ich schon ab der neunten Klasse an Wettbewerben teilgenommen. Der erste Wettbewerb war in meiner Heimatstadt. Dann war die zweite Runde in einer anderen Stadt. Meine Geburtsstadt heißt Poti. Das liegt in West-Georgien am Schwarzen Meer, so eine kleine Stadt wie Heide. Die dritte Runde war dann in der Hauptstadt, für die, die soweit kamen. Ja, und ich kam so weit. Das war für mich ein großer Erfolg als Schülerin. In der Hauptstadt, an der Universität geehrt zu werden. Dann bin ich einmal in der Pause, als ich an diesem Wettbewerb mitmachte, auf den Basar gegangen. Da habe ich ganz unerwar-

tet eine deutsche Postkarte gesehen. Ich hatte das noch nie zuvor. Also auf dem georgischen Basar - eine deutsche Postkarte?! Damit hatte ich echt nicht gerechnet. Darauf stand, „Wer Träume hat, der hat auch Ziele.“ Da habe ich gedacht, „Das ist meine!“ Das war 1995. Seitdem ist diese Postkarte immer bei mir. Ich bin in Deutschland sehr oft umgezogen und trotzdem ist für mich klar, dass sie bei mir bleibt. Sie wird auch niemals weggeschmissen.

Ich hatte mir als Schülerin ein Ziel gesetzt: Ich möchte in dem Land studieren, wo Deutsch gesprochen wird. O.K., das war dann Deutschland. Ich wusste nicht viel über Deutschland. Die Postkarte war irgendwie so wie eine positive Aura. Als wenn du etwas siehst und du weißt: „Das ist es!“. Die Karte hat mir Kraft gegeben.

Im Jahr 1995 triffst du auf die Postkarte und wann bist du nach Deutschland gekommen?

Ich habe natürlich erst einmal die Schule beendet, in Georgien. In Georgien habe ich vier Jahre an der Uni studiert und kam 2006 nach Deutschland. An der Uni habe ich auch auf Deutsch studiert. Unter anderem hatte ich teilweise deutsche Professoren aus der Uni Münster. Die arbeiteten auch am Goethe-Institut.

Was hast du dort studiert?

Ich habe in Georgien Internationale Beziehungen studiert. Da hatte ich dann auch meine ersten Begegnungen mit deutschen Muttersprachler*innen. Also bereits in Georgien, schon in Tiflis. Ich hatte zwar viel gelesen über Deutschland und wusste, es gibt 16 Bundesländer und das alles. Solche Dinge hatte ich gehört. Naja, aber es ist etwas ganz anderes, wenn man dann wirklich hier ist. Auf jeden Fall war das ein Traum einer Schülerin, die eigentlich noch nicht ganz genau wusste, was das ist.

Nur so ein dumpfes Gefühl, nicht wahr?

Ein bisschen schon also, dann wusste ich auch, dass ich alleine nach Deutschland komme und die Familie ist ja nicht da, weil niemand wollte jetzt außer mir nach Deutschland. Warum auch? Aber ich bin meiner Familie sehr dankbar. Niemand hat in der Familie gesagt: „Du bleibst hier!“ Die haben mich immer unterstützt und immer gesagt: „O.K., wenn du das machen willst, dann mach das.“ Es ist für niemanden einfach, das Kind so weit weg gehen zu lassen. Ich habe auch

Geschwister. Wir sind zu dritt und die Eine, die geht dann weit weg. Das ist schon nicht so schön. Aber mein Traum war so groß. Auch wenn sie „Nein!“ gesagt hätten, wären sie damit nicht durchgekommen.

Das Studium begann dann an der Uni in Bonn, richtig?

Ja, aber vielleicht noch vorweg: Ich kam nicht direkt als Studentin hierher, weil das aus finanziellen Gründen nicht möglich war. Deswegen war ich ein Jahr als Au-Pair in einer Familie. Ein Jahr, so dachte ich mir, wäre gut, um das Land und die Kultur erst einmal besser kennen zu lernen. So was braucht man ja auch, finde ich, um sich erst einmal neu zu orientieren.

An der Stelle muss ich erzählen. Also diese Träume, die ich hatte, glichen im ersten Jahr nicht unbedingt der Wirklichkeit. Wie sagt man? Der Traum war geplatzt: So war zumindest meine erste Wahrnehmung. Die Familie schien am Anfang sehr nett zu sein. Sie hatten drei Kinder. Ich habe da ein Jahr gelebt, aber letztendlich war ich sehr unglücklich bei denen. Die waren sehr reich, aber alle Kinder hatten noch Hunger. Ich auch. Da war irgendwie nie genug Essen da. Aber irgendwie Dominanz: Ich habe Geld - Ich habe Macht. Und ich war dann letztendlich eine billige Arbeitskraft. Das war überhaupt nicht schön. Da musste ich mich wirklich anstrengen, um mit dem Leben so zurechtzukommen. Ich meine, wo bin ich überhaupt? Und was ist mit meinem Traum? Damals war ich auch sehr dünn, weil ich keinen Appetit mehr hatte. Mir ging es psychisch nicht gut: Ich bin hier alleine, ich habe nur wenige georgische Freunde und dieser wunderschöne Traum - Ich, endlich in Deutschland - war irgendwie weg. Dann ging es mir so, dass ich gedacht habe, dass ich das niemals schaffen würde. Dieser Traum, den ich so viele Jahre lang hatte, war irgendwie verschwunden. Plötzlich. Natürlich kostet das dann viel Kraft. Ich reise aus Georgien, habe meine Heimat verlassen, um diesen Traum zu verwirklichen, und dann komm ich jetzt hier an und mir geht es schlecht. Der Gastvater hat mir damals meinen Pass weggenommen. Also er hat ihn irgendwie in einen Safe weggeschlossen. Nur so zu dem Zweck, „Ja, dann läufst du ja nicht weg.“ Einfach, weil die wussten, dass es mir nicht so gut geht. Da habe ich gesagt, „Ich laufe nicht weg. Wenn ich gehen will, dann geh ich. Dann gehe ich aber mit meinem Pass.“ Letztend-

lich, aus Prinzip, bin ich da ein Jahr geblieben, aber am letzten Tag habe ich fast einen Polizeieinsatz gebraucht. Wir haben uns drei Stunden gestritten, so dass die Nachbarn rauskamen. Sie wollten mich nicht gehen lassen. Und das war wirklich...

... Das waren doch Gasteltern, oder nicht?

Ja genau. Die wollten, dass ich länger bleibe, wegen der Kinder. Denn ich war ja eine billige Arbeitskraft, die alle Aufgaben erledigt hat. Aber ich habe gesagt, „Ich will nicht mehr. Ich habe das eine Jahr pflichtgemäß erfüllt und jetzt bin ich weg.“ Vielleicht noch einen Schritt zurück zu der Familie. Also die hatten so eine Einstellung: Bleib bei uns, studiere hier und wir werden dir helfen. Sonst sitzt du in zehn Jahren in einem georgischen Dorf. Die Gastmutter hatte mich einmal gefragt, ob es bei uns Fernsehen gebe. Mein Gott, also wo soll ich anfangen? Die Dame hat in der Sparkasse gearbeitet und wohnte trotzdem irgendwie hinter dem Mond. Das ist aus meiner Sicht generell so ein Problem. Wenn Migrant*innen in eine Gastfamilie kommen, sollte man aufpassen, dass es ihnen dort gut geht. Ich will jetzt nicht alles schlecht reden, aber das ist so ein Thema, das ich am eigenen Leib erfahren habe. Das erste Jahr in Deutschland nenne ich deshalb „schwarzes Jahr“ für mich. Dann habe ich angefangen, an der Uni Bonn zu studieren. Wieder den Bachelor in Politik und Gesellschaft, weil ich ein bisschen Sorge hatte, ob mein Deutsch gut genug sei, um direkt auf den Master zu studieren.

Dein Deutsch ist perfekt!

Nee, aber ich muss sagen, als ich Studentin war, in der Uni Bonn, da habe ich die ersten drei Semester keine einzige Frage gestellt. Obwohl ich Fragen stellen wollte. Aber ich habe mich nicht getraut, bis es dann zwei Professoren bemerkt haben. Die haben dann gesagt: „Warum stellen Sie keine Frage?“. Ich habe gesagt: „Ja, aber was ist, wenn ich da irgendwie einen Fehler mache? Was würden die anderen dann denken? Wie kann sie denn Politik und Gesellschaft studieren, wenn sie kein Deutsch kann?“ Die Professoren haben mir dann aber geantwortet: „Sie können sehr gut Deutsch und Sie stellen Fragen. Alles klar?“ Das hat mir dann eingeleuchtet. An dem Tag war ich wirklich die Erste, die die Frage gestellt hat.

Nach dem Bachelor, wie kommt man dann von Bonn nach Heide?

Weil ich ja schon einen Abschluss in Georgien gemacht hatte, habe ich an der Universität Jena mein Masterstudium fortgesetzt. Ich bin ich also von Bonn nach Jena gegangen und habe da meinen Master in Kaukasiologie/Kaukasus-Regionen gemacht. Ein Semester habe ich dann an der Uni Halle (Saale) Armenistik gemacht. Da habe ich dann noch Armenisch gelernt. Bonn war und ist der Ort, an den ich immer wieder gerne zurückkehre. Ich bezeichne Bonn auch als meine Heimatstadt in Deutschland. Dann habe ich meine Masterarbeit geschrieben an der Uni in Bochum. Allerdings über die deutsche Rolle bei dem Genozid an den Armeniern im Osmanischen Reich. Dann ging ich nach meinem Uni-Abschluss nach Berlin. Da habe ich angefangen, an der georgischen Botschaft ein Praktikum zu machen. Etwa 5-6 Monate waren das und es war eine ganz tolle und wertvolle Zeit für mich. Anschließend kam ich wieder nach Bonn zurück. Mit dem Studium war ich nun fertig. Damals hatten wir 18 Monate Zeit, um uns eine Arbeit zu suchen.

Jetzt komme ich zu der Frage zurück, wie ich nach Dithmarschen gekommen bin. Ich reflektierte also meine vergangene Zeit in Deutschland. Niederlagen, Höhepunkte... Ich hatte bereits alles erlebt. Aber was will ich jetzt? Hierher nach Deutschland zu kommen, habe ich ganz alleine entschieden. So musste ich auch ganz alleine entscheiden, ob ich hier bleiben oder wieder zurückkehren möchte. Ich bin ein Typ, der auf sein Herz hört. Ich habe mich nicht gezwungen. Meine Familie schon mal gar nicht. Sie hätten sich zwar sehr gefreut, wenn ich zurückgekommen wäre. Aber ich habe auf mein Herz gehört und ich bin gerne hier. Ich habe die Stelle hier bekommen, weil meine Leiterin, also meine heutige Chefin, mich angerufen hatte und sie hat mir gesagt: „Wir wollen Sie im Kreis Dithmarschen haben. Wollen Sie auch?“ Ja, so bin ich hier hingekommen, also wegen der Arbeit.

Wann war das?

Das war im Februar 2016. In Heide angekommen, wusste ich gar nicht, wo der Marktplatz eigentlich ist. Also habe ich nachgefragt und sie haben mir geantwortet: „Hier! Da vorne!“ Ich stand quasi schon auf dem Marktplatz, ohne es wirklich zu wissen. Damals lag sehr viel Schnee und die Stadt sah sehr schön

aus. Trotzdem erschien mir alles sehr fremd und ich konnte mir kaum vorstellen, hier, irgendwo in Norddeutschland, in Zukunft nun zu leben. Dann hat die Chefin mich angerufen und gesagt, dass ich am Freitag zum Arbeiten kommen könne. Diese Nachricht empfing ich mit einem weinenden und einem lachenden Auge, denn Heide war einfach so weit weg von Bonn.

Das erste Jahr arbeitete ich im Kreishaus. Ich kam direkt aus der Universität und hatte natürlich noch keine Arbeitserfahrungen. Woher auch? Ich hatte studiert und ein wenig Praktikumserfahrung gesammelt, aber wie das Arbeitsleben wirklich aussieht, das wusste ich nicht. Nun gut, alles hat so seine Zeit. Ich weiß noch genau, dass ich die ersten sechs Monate erst einmal damit verbracht habe, überhaupt die Umgebung kennen zu lernen. Wo bin ich? Am Anfang hatte ich sehr stark das Gefühl, das neue Leben hier in Heide nicht zu schaffen. Das Einzige, was mir hier geholfen hat, war wieder die deutsche Sprache. Die war wie meine beste Freundin, die immer bei mir war, egal wo ich mich in Deutschland befand. Ich habe häufig zu mir selbst gesagt: „O.K., ich bin nicht alleine, ich kann die Menschen verstehen. Ist das nicht toll? Ich bin irgendwo in einer fremden Stadt in Deutschland, ich kenne hier nichts und niemanden.“ Die Sprache war wiederum meine Brücke und das war gut so und ich glaube, es hat etwa ein Jahr gedauert, bis ich damit zurechtkam. Also es war wirklich sehr, sehr schwierig am Anfang, weil das hier ja auch ein anderes Leben als in einer Großstadt ist. Ja, da sind wir alle einig, oder?

Und dann baut man, wenn auch langsam, hier seine eigene Welt auf. Hier habe ich auch sehr viele nette Menschen kennen gelernt. Kontakte sind sehr wichtig. Was mir hier vielleicht ein bisschen fehlt, ist, dass es hier nicht so viele Georgier*innen gibt. Zumindest habe ich keine Kontakte, dass man mal sagen kann, „Lass uns mal gemeinsam Kaffee trinken gehen!“ Das habe ich hier nicht. Aber auch damit komme ich zu recht. Ich wohne jetzt in Deutschland. Deshalb bin ich auch bewusst dagegen, nur mit Georgier*innen unterwegs zu sein. Ich möchte hier nicht mein kleines Georgien für mich aufbauen. Ich kann mir auch nicht vorstellen, hier zu leben und keinen Kontakt zu den Einheimischen zu haben. Wenn man hingegen hier lebt und nur Kontakt zu seinen Landsleuten hat, wird

das aus meiner Sicht nur dazu führen, dass man immer stärker Heimweh bekommt. Ich sage immer: „Ich habe nur eine Heimat. Georgien. Und die bleibt auch meine Heimat.“ Das ist nichts gegen Deutschland. Trotzdem möchte ich mich wohlfühlen und glücklich sein, dort wo ich bin. Sonst wäre ich nicht hier. Definitiv nicht.

Kann man dann also sagen, dass du stattdessen versucht hast, deutsche Traditionen und Gewohnheiten aktiv in dein Leben zu etablieren?

Aktiv... Weiß ich nicht. Also das kommt so von selbst. Ich glaube ein bisschen automatisch. Es gibt Sachen, die mir gefallen. Es gibt Sachen, die mir bis heute nicht so gut gefallen oder die ich auch nicht verstehe. Dann lasse ich das auch einfach. Niemand hat mich dazu gezwungen, etwas anzunehmen oder nicht anzunehmen. Insgesamt verändert man sich ja auch mit der Zeit. Das ist ein ganz normaler Prozess. Wenn ich in Georgien bin, sagt man mir immer wieder, dass ich mich verändert habe. Das weiß ich ja auch und merke es selber.

Zum Beispiel habe ich einmal ein Taxi angehalten und mich nach vorne neben den Fahrer gesetzt. Dort habe ich meine Handtasche vor meinen Beinen auf dem Boden abgelegt. Ich habe nichts gesagt, nur die Adresse, zu der ich hinwollte, aber der Fahrer fragte mich plötzlich: „Sie leben im Ausland, richtig?“ Ich habe ihm zugestimmt und nachgefragt, woher er das denn wisse. Ich war ganz Ohr. Dann fragte er dazu noch: „Und sie kommen aus Deutschland?“ Ich dachte, ich spinne, und dann sagte er: „Keine Georgierin macht das so. Sie wird ihre Tasche immer auf die Beine legen, aber nicht doch auf den Boden. Das machen die deutschen Frauen.“ Also ich konnte mich wirklich nicht verstecken, ja, und ich habe gesagt: „Sie haben Recht, ich wohne in Deutschland.“ Von solchen Fällen kann ich euch so einige berichten.

Diese Momente, waren die für dich überraschend oder unangenehm?

Vielleicht eher ein bisschen traurig. Du weißt ja, das sind meine Landsleute und dass sie es merken, ist okay. Ich darf auch anders sein. Ich hatte nur ein wenig die Sorge, dass sie denken würden, dass ich sie nicht mehr akzeptiere. Mir wurde auch immer wieder gesagt, dass ich mich verändert hätte. Manche denken, dass das automatisch passieren würde, wenn man im

Ausland lebt. Vielleicht waren manche deshalb auch voreingenommen. Was heißt schon automatisch? Man muss das auch von außen so ein bisschen beobachten. Aber wenn man das dann so ein paar Male erlebt, ja, dann fragt man sich schon, was das jetzt für einen heißen würde. Ich bin in Deutschland keine echte Deutsche. Ich falle hier auf, dass ich hier nicht geboren und aufgewachsen bin. In Georgien, da falle ich jetzt aber auch auf. Zwar gehöre ich noch dazu, aber ich bin anders. Andere merken es. Das macht mir trotzdem ein bisschen Angst oder eher Sorgen, nicht mehr von allen akzeptiert zu werden. Schließlich habe ich 22 Jahre in Georgien gelebt. Es ist meine Heimat. Dann denkt man: „Gibt es überhaupt noch einen Ort, an dem ich zu 100% akzeptiert werde?“ oder auch: „Bin ich fremd geworden für meine Heimat oder ist meine Heimat mir fremd geworden?“

Gibt es in Deutschland oder speziell in Dithmarschen irgendetwas, was du hier besonders vermisst. Etwas, was du hier nicht hast, aber gerne hättest?

Also in Dithmarschen vermisste ich eindeutig Berge. Viele Menschen von hier sind zwar verliebt in diese Weite, aber bis heute ist das nichts Besonderes für mich. Berge sind so wunderschön. Vielleicht liegt es auch daran, dass wir viele Berge in Georgien haben und dass das dann wie ein Stück Heimat für mich ist. Was ich explizit in Deutschland vermisste oder mir besser gesagt wünschen würde, wäre, dass die Nachbarschaft hier ein bisschen anders wäre. Vor allem in der Stadt finde ich die Nachbarschaften nicht sonderlich schön. Generell ist es ja ein anderes Leben in der Stadt. In einem richtigen deutschen Dorf habe ich bisher noch nicht gelebt, aber ich habe gehört, dass sich dort alle Nachbarn kennen und zum Beispiel Dorffeste feiern würden. Ich wohne jetzt seit zwei Jahren in Heide und da, wo ich wohne, kenne ich nur meine Nachbarn von unten, aber wer nebenan und vorne wohnt, da habe ich keine Vorstellung. Das wäre bei uns in Georgien unvorstellbar. Da ist eine Straße und niemand weiß, wer die Leute sind, die dort wohnen. Vielleicht wissen sie, wer ich bin, aber ich weiß nicht, wer die sind. Das ist schon ein bisschen schwierig für mich. Also ich glaube, wenn ich in Georgien wäre und das dort hätte, dann würde ich durchdrehen. Aber ich weiß, dass es hier so ist, und dann muss ich immer

„umswitchen“.

Du hast vorhin gesagt, so sinngemäß, dass du doch gar nicht so unbedingt übermäßig viele Kontakte zu Georgier*innen suchst. Vielleicht auch, um dieses Heimweh-Gefühl nicht zu verstärken, das vielleicht manchmal hochkommt. Mich würde mal interessieren, was für Literatur du so privat liest. Liest du auch georgische Literatur oder bricht dann eher was in dir aus und du sagst dir: „Ne, dann lege ich es lieber weg.“

Also ich habe auch georgische Bücher zu Hause. Ich habe sehr viele georgische Dichter und Schriftsteller, die ich sehr mag. Von denen habe ich zwar nicht alles hier zu Hause, leider. Ich vermisste es und wollte meine Mutter fragen: „Kannst du mir die Bücher irgendwie per Post zu schicken, weil ich es vermisste, sie zu lesen?“ Aber erstens bin ich auch sehr beschäftigt, weil ich eine Vollzeitstelle habe, Familie habe. Aber trotzdem lebe ich ja in Deutschland und da ist mir bewusst, dass ich eben nicht in Georgien lebe und keine Georgier*innen um mich herum sind. Ob ich will oder nicht, damit muss ich zureckkommen. Deutschland ist für mich, wie soll ich sagen, meine ‚Wahlheimat‘.

Gibt es noch Wünsche oder Erwartungen, die du hier in Deutschland hast und noch gerne verwirklichen möchtest?

Wie ist die Frage gemeint? Im Beruflichen oder so persönlich?

Persönlich, auch beruflich, je nachdem.

Also ich sage immer, nicht übertrieben gemeint: „Ich bin gut genug für mich.“ In Bezug auf meine Karriere habe ich keine Ansprüche. Ne, ich habe gut genug gearbeitet, gekämpft. Das ist so mein Reichtum, würde ich sagen. Ich bin die, die ich immer sein wollte.

Du bist mit dir im Reinen, sagt man so.

Ja, ganz genau. Mir fällt nichts ein, wo ich sagen würde, dass ich es mir anders wünschen würde. Wenn ich mir etwas wünschen würde, dann kann ich es ja auch ändern. Es liegt ja in meiner Hand. Eine weitere Sache ist, dass ich 22 war, als ich nach Deutschland gekommen bin. Ich war noch sehr jung und habe dementsprechend das ‚richtige Leben‘ auch erst in Deutschland kennen gelernt. Zuerst war ich ja in die-

ser Gastfamilie und da wusste ich noch gar nicht, wie man eigentlich kämpft. Kämpfen heißt ja nicht nur auf dem Kriegsgebiet mit einem Gewehr zu stehen. Es gibt ja auch andere Formen des Kampfes. Und deswegen sage ich, dass die Hindernisse, die Steine, die ich dann in den Weg gelegt bekommen habe, das hat alles zu meiner Entwicklung beigetragen und war auch nötig, glaube ich. Das waren Lektionen über das Leben, die ich gebraucht habe. Die ich davor wahrscheinlich nicht hatte oder die gefehlt haben, weil Papa und Mama aufgepasst haben. Bei seinen Eltern, in seiner Familie, da lebt man ja irgendwie in einem geschützten Raum. Hier in Deutschland war das alles dann erst mal weg. Dennoch hat mich dieser Weg, den ich dann gegangen bin, geprägt und zu der Person gemacht, die ich heute bin. Ich hatte ja auch nicht geplant, ganz genau so und so möchte ich werden, aber ich bin gerne die Frau, die ich heute bin. Ich bin glücklich in meiner Haut. Ich habe mich selber glücklich gemacht, durch den Weg, den ich gegangen bin.

Du lebst also eher den Moment und für den Moment. Kann man das so sagen?

Wie soll ich sagen? Ich bin stolz auf mich und dies meine ich jetzt nicht arrogant oder so. Ich habe eigentlich aus dem Nichts viel geschafft und dadurch habe ich mich näher kennen gelernt und entdeckt, was ich kann. Ich meine, das Größte, was man in diesem Land erreichen kann, ist die Staatsbürgerschaft. Die habe ich ja erreicht. Mehr kann man nicht erreichen, weil du mich ja gefragt hastest, was ich noch gerne erreichen würde. Ich habe jetzt nicht vor, irgendwie zu kandidieren oder so, das ist nicht geplant. Weil ich mich damit zufrieden stelle, was ich bis heute geschafft habe. Dann kann man auch irgendwann mal sagen, „Jetzt ist auch mal gut.“, oder? „Jetzt kannst du mal dein Leben genießen und auch einfach mal dankbar und zufrieden sein.“ Genau in dieser Phase befindet sich mich gerade.

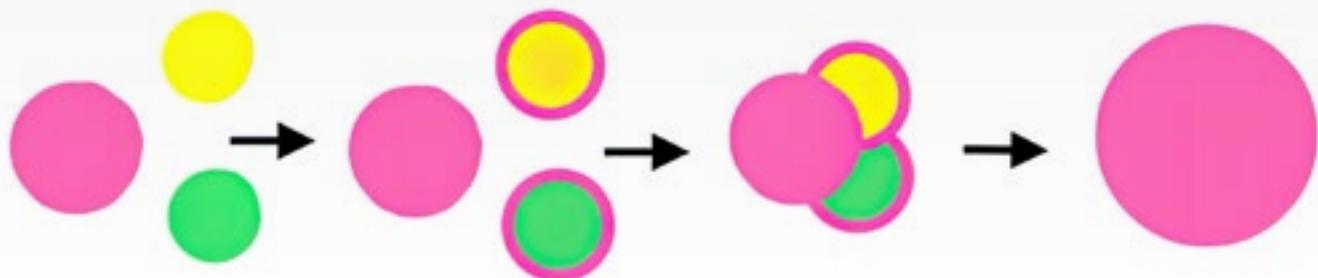
Gedanken aus dem Buch „Das Integrationsparadox“ von Aladin El-Mafaalani

Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt; Köln 2. Aufl. 2022

Wie wir **Integration** erleben

Diskrepanzen zwischen Vorstellung, Wahrnehmung und Realität

Vorstellungen von Integration **Homogenität** durch Anpassung



„Die Gesellschaft ist gespalten, die Welt ist aus den Fugen geraten.“

Eine Feststellung über die weitgehende Einigkeit herrscht. (S.17)

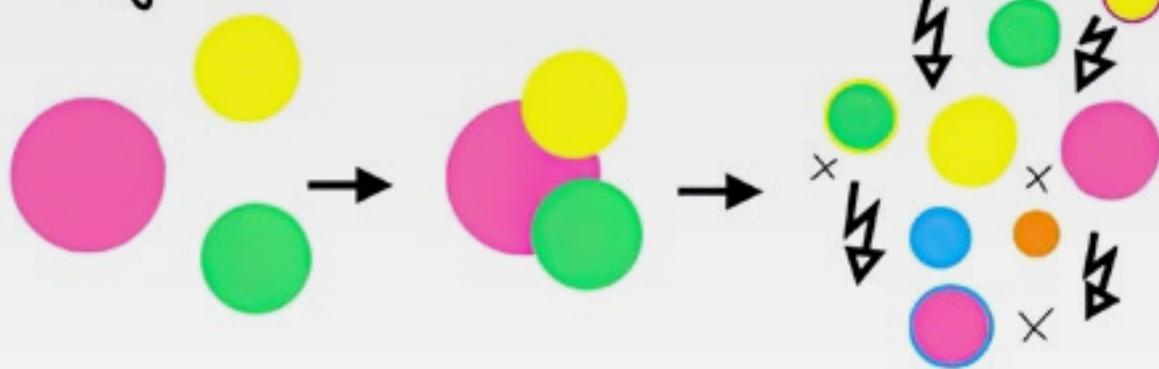
Mit dieser Beobachtung eröffnet Aladin El-Mafaalani eine Debatte, der er folgende These gegenüberstellt:

- Die Integration sei heute so gut, wie sie es noch nie in der deutschen Geschichte gewesen wäre. (S.33)
- Es sei das Paradoxon des Fortschritts, das unsere Wahrnehmung grundlegend ins Negative verzerren würde.
- Von den vielen dramatischen Schlagzeilen der medialen Berichterstattung ganz zu schweigen. (S.30f)

„Integration führt zu einer immer stärkeren Wahrnehmung und Thematisierung von Diskriminierung.“ (S.114) Gleichzeitig führt das Zusammenwachsen zu einer stärkeren Betonung der Differenzen. (S.24) Mit dem Voranschreiten von Integrationsprozessen wächst auch der Anspruch von Minderheiten an Teilhabe, Zugehörigkeit und Chancengerechtigkeit. (S.110ff)

Was die erste Generation von Einwanderungsfamilien vielleicht noch mit größter Bescheidenheit, stumm und widerstandslos hingenommen hat, lässt Folgegenerationen heute nicht mehr stillsitzen. Sie würden mitentscheiden, mitgestalten und am politischen Diskurs teilnehmen wollen, so El-Mafaalani. (S.81f)

Wahrnehmung von Integration



„Die zentrale Folge gelungener Integration ist ein erhöhtes Konfliktpotential.“ (S.80)

Widerstreit sei damit nicht per se mit Spaltung gleichzusetzen, betont der Autor. Denn wie könnte sich etwas spalten, wenn es zuvor noch nie eine Einheit gebildet hatte?

Er postuliert, dass der Konflikt ein Ausdruck des Zusammenwachsens sei. (S.85) Damit wäre vor allem eines klar: „Das Zusammenwachsen ist kein gemütlicher Prozess.“ (S.18)

Ökonomisch-strukturelle Privilegien müssen neu ausgehandelt werden. (S.215) Der Kuchen am Tisch wird nicht größer, wohl aber die Zahl der am Tisch sitzenden Personen. (S.225f) Zwischen ihnen ergibt sich nicht nur ein Streit um Ressourcen, sondern auch ein Disput über das Verständnis von Kultur. (S.218)

Wer bin ich, wer bist du und (wer) wollen wir sein?

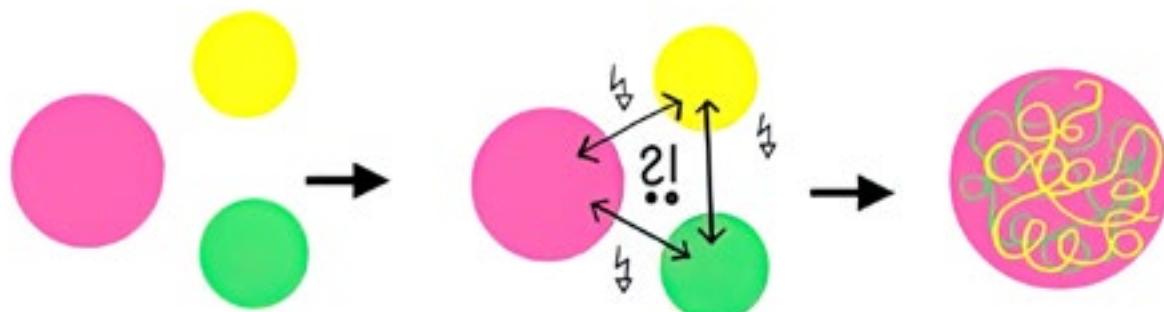
Der Wunsch nach Vielfalt und Diversität stößt gegen das Verlangen nach Exklusivität und Besonderheit. (S.218) Offenheit kämpft gegen Konservativismus. (S.61ff)

Eine funktionale Streitkultur wäre dabei aus El-Mafaalinis Sicht die beste Leitkultur, die den Werten unserer Demokratie eine Zukunft sichern würde. (S.237ff)

Durch eine Aufarbeitung der Geschichte von Migration und Rassismus in Deutschland bestünde die Chance, unseren verzerrten Blick für die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft wieder geradezurücken. (S.233ff)

„Denn wann soll es je besser gewesen sein als heute?“ (S.233)

Realität von Integration



UNSERE ZIELLE

Die Stiftungsarbeit trägt dazu bei, der gesellschaftlichen Polarisierung entgegenzutreten, durch eine aktive Erinnerungskultur eine lebendige Demokratie mitzustalten, Demokratie im Alltag zu leben, gemeinsam hart in der Sache, aber respektvoll im Umgang miteinander um die beste Lösung zu ringen.

SPENDEN

Für die Durchführung der Vorhaben und das Erreichen der Ziele ist die Stiftung auf finanzielle Unterstützung angewiesen. Leisten Sie mit Ihrer Spende einen wichtigen Beitrag gegen Extremismus und Gewalt und für ein demokratisches Zusammenleben in Heide und Umgebung!

Überweisen Sie Ihren Spendenbeitrag auf folgendes Spendenkonto:

Stiftung gegen Extremismus und Gewalt
IBAN: DE98 21 76 2550 0003 3639 02
BIC: GENODEFI HUM
Verwendungszweck: „Spende“.
Steuernummer: 18/292/81479

STIFTUNG GEGEN EXTREMISMUS UND GEWALT

in Heide und
Umgebung

WIRKUNGS BEREICHE

Wir sind Ansprechpartner für alle, die in Schulen, Ausbildungsbetrieben, Unternehmen, Vereinen, Kirchengemeinden u. a. Institutionen ein demokratisches Miteinander aktiv erhalten, gestalten und fördern wollen.

UNSERE

AKTIVITÄTEN

Die Stiftung unterstützt Projekte der historisch-politischen Bildung und entwickelt eigenständige Bildungsformate, wie z.B.

- Ausstellungen,
- Workshops und Seminare,
- Lesungen,
- Theateraufführungen,
- Buchpublikationen,
- Studienreisen und Exkursionen
- Pflege von Gedenkstätten,
- Erstellung und Präsentation digitaler Formate

Impressum

**Stiftung gegen Extremismus und Gewalt
in Heide und Umgebung**

Uhlenhorst 15
25746 Lohe-Rickelshof

Telefon (0481) - 683 808 38
info@stiftung-geug-heide.de
www.stiftung-geug-heide.de

Vorsitzender: Dr. Matthias Duncker
Ehrenvorsitzender: Berndt Steincke

Produktionsjahr: 2024

Umschlagsgestaltung: Tim Eckhorst

Druck, Satz und Layout:
Heider Offsetdruckerei Pingel-Witte
www.pingel-witte-druck.de